Der Muhme Erbstück.

Eine Erzählung

von

F. Andreae.

Augsburg.
Verlag von Richard Preyß.
1884.

Der Muhme Erbstück.

Eine Erzählung

von

F. Andreae.

Augsburg.
Verlag von Richard Preyß.
1884.

I. Die Erzählung der Großmutter.

Es war am Vorabend des Martini-Tages vor etwa zwanzig Jahren. Der Himmel hing voll grauer, regenschwerer Wolken, gelbes Laub bedeckte aller Orten den Boden und die Bäume streckten wie hilfesuchend ihre kahlen Zweige aus, um den letzten Rest ihres Sommerschmuckes zu halten. Aber er sank dahin, den Weg alles Irdischen gehend, in die Verwesung und es blieb nur die Hoffnung auf eine Frühlingsauferstehung in neuer Herrlichkeit. — Früher als gewöhnlich war die Dämmerung hereingebrochen. Das letzte Tageslicht drang nur noch mühsam durch die kleinen, bleigefaßten Fensterscheiben in ein niedriges Stübchen, um zwei weibliche Gestalten erkennen zu lassen, die wir näher betrachten wollen. Eine alte gebeugte Frau mit schneeweißem Haar und sehr markierten Gesichtszügen, welche den Ausdruck gemilderter Strenge trugen, saß in einem einfachen Lehnstuhl am Fenster, das Spinnrad vor sich, an dem noch vor wenigen Minuten ihre fleißigen Hände beschäftigt gewesen waren. Jetzt stützte die eine Hand das Kinn und die andere ruhte auf der Schulter eines jungen, ländlich gekleideten Mädchens, das auf einem Schemel neben ihr saß und mit ein paar freundlichen hellblauen Augen zu ihr aufblickte.

„Sieh, Großmutter," sagte sie jetzt schmeichelnd, indem sie die runzelige Hand der alten Frau zärtlich zwischen

ihre kräftigen, arbeitsgewohnten Hände nahm, „spinnen kannst du nun nicht mehr, es ist viel zu dunkel, und um Licht anzuzünden, ist's noch viel zu früh. Ach bitte, bitte, so erzähle mir doch noch einmal die Geschichte deiner alten Truhe dort, die du mir einmal zum Hochzeitsgeschenk geben willst, — nicht wahr, das willst du? — und die ich als Kind schon immer so gerne hörte. Morgen in aller Frühe muß ich fort in meinen neuen Dienst in die Stadt und wer weiß, wann ich dann deine liebe Stimme einmal wieder hören werde.“ Sie wischte sich verstohlen die Augen, während die Alte sagte: „Es wird mir sauer werden, Lisbeth, dein Gesicht nicht mehr zu sehen und deine Besuche hier in meinem Stübchen zu missen. Aber ich hab' schon manch' sauren Tritt gethan in meinem Leben und werde diesen auch thun können, mit Gottes Hilfe. Bleib' du nur brav und fromm, vergiß deinen Katechismus nicht und laß' dir von den Burschen den Kopf nicht verdrehen. Wegen der Truhe brauchst du dich nicht zu sputen mit dem Heiraten; die ist dir sicher. Wenn du klug bist, folgst du deiner Großmutter, bleibst für dich und sparst dir was. Zum Heiraten ist's noch Zeit, wenn man vierzig Jahr alt ist für unser Einen, denn die Sorgen kommen immer früh genug.

„Aber Großmutter, wer sagt denn, daß ich heiraten will?“ entgegnete das Mädchen fast gekränkt.

„Wers sagt, ich sag's, ich, deine alte Großmutter, die der Welt Lauf besser kennt, als du, Kind! Nicht, als ob du jetzt schon wolltest! Aber sei nur erst in der Stadt! unerfahren, wie du bist, wird man dir schnell genug den Kopf verdreht haben! Aber, die Großmutter hat Zeit, für dich zu beten und das wird sie thun.“

„Aber mein Bruder ist doch auch in der Stadt,“

meinte Lisbeth etwas kleinlaut, „der wird mir auch mit Rat und That beistehen, wenn's nötig sein sollte."

„O Kind," seufzte die Alte, „gerade daß Martin in der Stadt ist, macht mir bange, doch ich will dir jetzt die Geschichte erzählen."

Der zunehmende Mond kam über den Wald heraufgestiegen; sein Licht in das Zimmer werfend, schien er voll in das emporgewandte Gesicht, welches wieder seinen frohen Ausdruck gewonnen hatte, während sich die Worte hören ließen: „Ach ja, die Geschichte, liebe Großmutter, und sieh' nur, wie schön uns jetzt der Mond zum Erzählen leuchtet. O den werde ich in der Stadt gewiß nicht mehr sehen, wo so hohe Häuser sind und so viele Mauern." Ein Schatten flog über das kindliche Antlitz, während die Großmutter, das braune Haar des Mädchens streichelnd, sagte: „O, Lisbeth, der Himmel ist höher als die Häuser, und den Mond sieht man auch in der Stadt." „Das ist mir sehr lieb, liebe Großmutter, denn ich werde dir durch den Mond zuweilen einen Gruß schicken."

Die Augen der Frau schimmerten feucht, aber sie schien sich dieser Bewegung fast zu schämen und suchte sie zu verbergen. Ihre Stimme klang fest und kühl, als sie nun begann: „Meine liebe alte Truhe dort, welche du einmal erben wirst, ist älter als wir beide; denn sie hat schon zweihundert Jahre auf dieser Welt überstanden, eine Aufgabe, welche unser einer nicht lösen könnte und, gottlob, auch nicht lösen muß, denn unser Leben währet siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre, und darum hoffe ich auch, bald meine Hülle ablegen zu dürfen." Bei diesen Worten flog wieder ein Schatten über das jugendliche Gesichtchen, aber Lisbeth wagte nicht, die Erzählerin zu unterbrechen, welche nach

kurzem Schweigen fortfuhr: „Draußen in dem engen Waldthal, wo jetzt der Bauhof liegt, stand zur Zeit des dreißigjährigen Krieges noch ein stattliches Schloß aus festen Quadern gebaut, mit großen, runden Bogenfenstern und einem Turm, der den Blick weithin über die Wälder gewährte, bis hinunter in's Mainthal. Die Muhme meiner Urahne hat das alte Schloß noch gekannt, ehe es die Schweden zerstörten, welche damals sengend und brennend das Land durchzogen. Der alte, gewaltig tiefe Ziehbrunnen, welcher heute noch die Bewohner des Bauhofs mit Wasser versorgt, ist der einzige Ueberrest des alten Schlosses und die Umfassungsmauer von gewaltigen Quadersteinen sieht aus, als ob sie noch einigen Jahrhunderten Trotz bieten könnte."

„Vor dem Brunnen fürchtete ich mich immer," sagte schaudernd das Mädchen. „Er ist so unergründlich tief, daß mich jedesmal ein Schwindel befiel, wenn ich zum Wasserholen geschickt wurde, als wir bei der Ernte draußen arbeiteten. Die Leute erzählen sich auch allerlei unheimliche Geschichten von dem alten Brunnen."

„Unheimliche Geschichten erzählen sich die Landleute sehr gern, Kind, man muß sie nicht alle glauben. Aber unser Graf hätte doch den alten Brunnen schon verschütten lassen, wenn's nicht das einzige lebendige Wasser wäre, auf eine Stunde im Umkreis. Er ist jedenfalls gefährlich seiner Tiefe wegen und da kann's nicht schaden, wenn man ihn fürchtet. Doch mit dem Brunnen hat unsere Geschichte weiter nichts zu schaffen. Er dient nur als letzter Beweis des einst wirklich dort gestandenen Schlosses, das damals von der weiblichen Linie des Geschlechtes derer von Maßbach bewohnt wurde. Es war eine verwitwete Frau von Maßbach und ein zartes junges Fräulein von

Maßbach, Luise war ihr Name, welche dort, in stiller Waldeinsamkeit verborgen, im Schutz treuer Mannen wohnten und von den Greueln des Krieges wenig verspürten, da das Schloß abseits von der großen Heerstraße lag und, so versteckt, von den streifenden Horden nicht berührt wurde. Hier in Maßbach selbst, dort drüben am Teich, hinter den Pappeln, wo jetzt das neue Herrenhaus steht und so friedlich im Mondschein herüber grüßt, wohnte damals der katholische Herr Eberhard von Maßbach, ein kühner, mutiger Herr, der dem Kriegsvolk manchen Streich spielte. Aber sie rächten sich schwer, erschienen einst im Februar des Jahres 1634 vor dem turmartig gebauten Schloß und schleiften es bis auf die Grundmauern, welche heute noch auf der Ost-Seite, wo sie tief in den See hinunter reichen, zu sehen sind. Eberhard von Maßbach, welcher mit seinen Leuten der Uebermacht der Feinde nicht gewachsen war, mußte fliehen und sandte nur schnell noch einen reitenden Boten hinüber nach dem Bauhof, um seiner Schwägerin sagen zu lassen, sie möchte sich in's Kloster nach Schweinfurt retten, der Feind sei nahe! Die Muhme meiner Urahne, Ursula Volker, war dazumal ein blutjunges Ding, aber mit dem Fräulein aufgewachsen und ihre treue Dienerin. Die Frauen erschracken zum Tode, zumal tiefer Schnee lag und ein eisiger Ostwind durch die entlaubten Wälder pfiff. Schleunigst bereiteten sie sich zur Flucht, die wichtigsten Habseligkeiten in jene, dir wohlbekannte Truhe, packend, welche ein Diener sogleich auf heimlichen Waldpfaden hinüber nach Schweinfurt schaffen mußte, während die Frauen in ärmliche Bauernkleider gehüllt erst bei anbrechender Nacht zu Fuß ihren Weg anzutreten wagten. Das arme Fräulein kam, mit einem bösen Husten be-

haftet, nur mühsam weiter durch den tiefen Schnee. Nur der Feuerschein, welcher, auf der Höhe sichtbar werdend, von ihrem Heimatsort Maßbach herüber leuchtete, beflügelte immer auf's Neue ihre Schritte, denn sie fürchtete, die Feinde seien ihr auf den Fersen. Wirklich entdeckten die Feinde, vielleicht durch Verrat, schon am folgenden Tage das stille Waldschloß, plünderten und schleiften es, weil's das Familienwappen derer von Maßbach trug, denen sie Rache geschworen hatten. Frau von Maßbach, welche nur für eine Nacht zurückgeblieben war, um Kleinodien und das Nötigste zu bergen und am folgenden Tage ihrer Tochter nachkommen wollte, muß bei diesem Ueberfall den Tod gefunden haben, denn man hörte nichts mehr von ihr. Als die Wanderer endlich die letzte Höhe erreicht hatten, welche aus dem Mainthal sich erhebend den Blick auf die alte freie Reichsstadt Schweinfurt gewährte, die im bleichen Licht des untergehenden Mondes wie eine dunkle Häusermasse am Fluß lag, da brach Luise zusammen. Ein Blutstrom entquoll ihrem Munde und bestürzt hielt die treue Magd das, wie sie meinte, sterbende Fräulein in ihren Armen. Ratlos blickte sie um sich. Ringsum herrschte tiefe Stille in den beschneiten Wäldern, nur der Schrei einer Eule ließ sich von ferne vernehmen. Ursula rieb die Ohnmächtige aus Leibeskräften, und versuchte dann die leichte Gestalt ein Stück weiter bergab zu tragen. Luise hatte die Augen wieder geöffnet, und bewegte die blassen Lippen, ohne einen Ton hervorzubringen. Ursula aber schickte, unter ihrer Last im Schnee watend, ihre heißesten Gebete zur heiligen Jungfrau; denn sie fühlte, wie ihre Kraft zu schwinden begann. Sie stand still, um aufzuatmen, da hörte sie das Knistern und Rauschen von näherkommenden Schritten und bald er-

kannte sie mit innigem Dank den Diener, welcher die Truhe in's Kloster gebracht hatte, und nun auf seinem Rößlein heimwärts reitend, des Wegs kam. Mit seiner Hilfe brachte sie das Fräulein glücklich hinunter nach Schweinfurt, wo die freundlichen Nonnen ihr schon eine Herberge bereitet hatten, und sich der Kranken liebevoll und sorglich annahmen.

Aber die Anstrengung war doch zu groß gewesen. Die Blutstürze wiederholten sich, und als der Frühling in das verheerte Land gezogen kam, betteten die Nonnen die junge, schöne Luise von Maßbach in eine Gruft ihrer Klosterkirche zur letzten Ruhe. — Die arme Ursula weinte bitterlich an ihrem Sarge und wollte sich nicht trösten lassen. Ihrer geliebten Herrin, die sie bis zum letzten Atemzuge treulich gepflegt hatte, gönnte sie wohl die sanfte Ruhe im Grab während dieser bösen Kriegszeiten, aber sie selbst fühlte sich so verlassen und einsam, wie noch niemals in ihrem Leben. Weder die Freundlichkeit der gutherzigen Klosterfrauen, noch das letzte Vermächtnis der Entschlafenen, welche Ursula zur Erbin der Truhe eingesetzt hatte, konnte ihr einen Trost gewähren. Die Nonnen machten dem Mädchen den Vorschlag, sich als Novize einkleiden zu lassen, und unter frommen Uebungen und Gebeten für ihr eigenes Seelenheil und das ihrer entschlafenen Herrin am besten zu sorgen, auch dabei ihres Kummers am ersten los zu werden. Aber Ursula wollte davon nichts hören. Nach der Urahne Beschreibung muß sie eine sehr thatkräftige Natur gewesen sein, die sich mit Beten und Fasten nicht zufrieden geben konnte, sondern ein tüchtig Teil Arbeit brauchte, um zu gedeihen. So dankte sie den guten Nonnen, suchte sich einen ordentlichen

Dienst in der Stadt und zog mit ihrer Truhe, dem teuren Vermächtnis ihrer geliebten Herrin, von dannen.

In Schweinfurt muß damals harte Zeit gewesen sein, wie im ganzen deutschen Vaterland. Die Pest hielt ihren Umzug und scheint in den nun folgenden Jahren auch in unserer Gegend viele Opfer gefordert zu haben. Ursula mochte in der Truhe ihrer geliebten Herrin noch manchen Schatz gefunden haben an Kleinodien und dergleichen, womit sie sich und andern helfen konnte. Denn verdient wird sie wenig genug haben und doch soll ihre milde, arbeitsame Hand immer offen gewesen sein für alle Hilfsbedürftigen. Sie genoß einen sehr guten Ruf in der Stadt und blieb etwa sechzehn Jahre dort im Dienst, bis sie nach beendetem Krieg ein braver Maßbacher Bauer als Ehefrau heimführte. Sie war damals erst Mitte der dreißiger Jahre und soll ein schmuckes Weib gewesen sein, welche die durch den Krieg arg herabgekommene Wirtschaft ihres Mannes mit Fleiß, Umsicht und Sparsamkeit bald wieder empor brachte. Das Haus drunten am Steg, welches jetzt deiner Mutter Bruder bewohnt, soll noch bei Ursula's Lebzeiten gebaut worden sein. Und so alt es ist, sieht's doch noch recht stattlich aus. Meine Urahne, — Urgroßmutter sagen sie in der Stadt —, die mir das Alles oft erzählt hat, als ich ein kleines Mädchen war, hielt große Stücke auf ihre Muhme (Tante) Ursula. Sie kam, als einziges, früh verwaistes Kind von Ursula's jüngster Schwester, schon sehr jung zu der Muhme, die selbst kinderlos war und die kleine Nichte wie eine eigne Tochter behandelte. Ursula stand schon hoch in den Fünfzigern, als das Kind zu ihr kam, und fand an der kleinen Eva eine liebevolle Pflegerin für ihre alten Tage, denn sie wurde sehr alt, starb erst anno 1702.

„Lieber, als ich dich habe, kann Eva ihre Muhme auch nicht gehabt haben,“ warf Lisbeth dazwischen und streichelte die welke Hand der Greisin. „Wenn ich nur auch immer bei dir bleiben könnte!“

„Das kannst du aber einmal nicht, Lisbeth, und ich zweifle deshalb nicht an deiner Liebe, im Gegenteil,“ erwiderte die Alte, indem sie zärtlich über das weiche Haar des zu ihren Füßen ruhenden Mädchens strich. Der Mond hatte sich während solchem Zwiegespräch längst versteckt und war es so dunkel geworden, daß man nur eben die Umrisse der beiden Gestalten erkennen konnte. Aus den blauen Augen Lisbeths floßen, von der Großmutter unbemerkt, dicke Thränen. Lisbeth kam es hart an, daran denken zu müssen, daß sie ihre Großmutter vielleicht nie wiedersehen könnte, wenn sie jetzt von ihr ging; denn sie war sehr alt. Auch die Alte mochte in trübe Gedanken verloren sein, denn sie vergaß, ihre Geschichte zu vollenden.

Endlich, als Lisbeth ihrer Stimme wieder sicher war, fragte sie: „War deine Urahne schon lutherisch, als ihre Muhme starb?“

„Freilich Kind! sogar Ursula nahm noch die reine Lehre des Evangeliums an und sagte sich los vom römischen Sauerteig, als bald nach dem dreißigjährigen Krieg Luthers Lehre in unserer Gegend sich zu verbreiten anfing. Es ist gut, daß du mich darnach gefragt hast. Zünde einmal die kleine Oellampe an. Dort auf dem Ofensims wirst du sie finden und Streichhölzer daneben.“

„Du weißt“, fuhr sie fort, während Lisbeth dem Befehl gehorchte, „daß meine Urahne bei Ursulas Tod die köstliche Truhe erbte, welche bis auf mich gekommen ist und einst dein Eigentum werden soll. Man kann nicht wissen, Lisbeth, sagte die Alte fest, indem sie aufstand und

sich auf des Mädchens Arm stützte, das mit der brennenden Lampe herangetreten war, man kann nicht wissen, ob wir uns noch einmal bei gesundem Leib sprechen werden. Darum will ich dir jetzt ein Geheimnis vertrauen, das du wissen mußt, wenn die Truhe in deinen Besitz übergeht."

Ein seltsames Gemisch von Trauer und Neugierde malte sich in dem jungen Gesicht, während die Großmutter auf dem herbeigerückten großen Holzschemel vor der Truhe Platz nahm.

Die Truhe zeigte künstliche Arbeit in eingelegtem Holz und kunstvoll gearbeitetes Eisenbeschläg, wie solche Arbeit aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wo das Kunsthandwerk blühte, üblich war und heute noch vielfach in Museen und Privatbesitz von allerlei Hausrat zu sehen ist. Die Alte fuhr mit dem Zipfel ihrer blauen Schürze über den Deckel, um etwaigen Staub zu entfernen, ehe sie durch den Druck auf eine verborgene Feder, die Lisbeth schon kannte, die Truhe öffnete. Da lagen in schönster Ordnung die gefalteten Röcke und Mieder, das Abendmahlsgewand, das Sonntagskleid u. s. w., obenauf das silberbeschlagene Gesangbuch, die Hochzeitsgabe ihres seligen Mannes. Obwohl längst ein neues Gesangbuch im Lande eingeführt war, so konnte sich die alte Frau doch von diesem Schatz nicht trennen, an welchen sich so viel liebe Erinnerungen knüpften.

Die Alte legte sorgfältig einen Teil des Inhalts der Truhe auf einen Holzstuhl, schob dann den Rest etwas zurück, wodurch auf der linken Seite ein schmaler Kasten sichtbar wurde, der die ganze Seite von vorn nach hinten bedeckte. Durch einen Druck sprang die Hälfte des Deckels auf, worin zusammengefaltet ein rotseidenes Tüchlein lag.

Fast andächtig nahm's die Alte heraus. „Sieh Lisbeth, das ist noch von der Ursula. Halts auch in Ehren, wie ich's gethan habe. Unsere Zeit hat keine Ehrfurcht mehr vor dem Alten, setzte sie ernst hinzu, und das ist nicht recht. Das heutige Geschlecht kommt mir vor, wie die losgelassenen Jagdhunde, die auch nach nichts fragen, was schön und ehrbar ist, sondern auf ihre Beute losstürmen und gings über die schönsten Gartenbeete weg, — es kümmert sie nicht. Heut zu Tage fragen sie alle nur noch nach Geld und Genuß! Da hat die Vergangenheit keinen Wert mehr."

„Schilt nicht so, liebe Großmutter," sagte traurig das Mädchen. „Ich will gewiß deine schöne Truhe mit allem, was drin ist, immer hoch in Ehren halten."

Ein sanftes Lächeln fuhr über das alte Gesicht, indem sie sich niederbeugte und unter der anderen geschlossenen Hälfte des Kastens eine kleine Schublade hervorzog, die leer war. „Nun Kind paß' auf," mahnte sie und drückte wieder auf eine verborgene Feder. Da kam abermals ein geheimes Fach zum Vorschein und darin lag ein schwerer silberner Rosenkranz in feinster Arbeit.

„O wie schön Großmutter! Das hast Du mir ja noch nie gezeigt!" entfuhr es den Lippen des erstaunten Mädchens.

„Nein, diese Ueberraschung wollte ich dir aufsparen," sagte die Alte vergnügt und nahm vorsichtig das Kleinod aus seinem Versteck. Dieser Rosenkranz ist noch vom seligen Fräulein Luise von Maßbach. Sie hielt ihn sterbend in den Händen, auch Ursula, die ihn stets als eine Art Heiligtum bewahrte, brauchte ihn manches Jahr mit Ehrfurcht.

Als sie lernte ohne Rosenkranz beten und Gott mit eigenen Worten anrufen, legte sie das Kleinod in diesen verborgenen Schrein. Bei ihrem Tode bat sie Eva, dies Kleinod auf spätere Geschlechter zu bewahren. Es ist geschehen, Kind, trotz mancher Zeit der Not, die über uns gekommen in diesen langen Jahren. Mit einer Art von Aberglaube bewahrte meine selige Mutter und ich den Rosenkranz. Wir dachten, er würde uns Segen bringen. Möge er dir auch Segen bringen, liebes Kind! Du lebst in einer bösen Zeit und bedarfst eines besonderen Schutzes und Segens von oben."

Lisbeths lichtblaue Augen, welche bewundernd auf dem Silber in ihren Händen geruht hatten, wandten sich halb fragend auf das bewegte Gesicht der Großmutter, als diese schwieg. Sie begriff offenbar nicht, weshalb gerade sie eines besonderen Schutzes bedürfen sollte. Hatte sie sich doch bisher so sicher gefühlt im Schirm des Vaterhauses und wußte nicht, welche Versuchungen, und wohl auch Gefahren, ihrer in der Stadt warteten. Die Alte wußte es und je kindlicher und unschuldiger Lisbeth war, desto mehr bangte sie für das Kind. Sie hatte auch nie gewollt, daß Lisbeth zur Stadt käme. Aber der Vater, ihr Tochtermann, bestand darauf, daß sie sich dort „Bildung" holen müsse und fand außerdem auch, daß ein sechzehnjähriges Mädchen, die eine dreizehnjährige Schwester hat, daheim überflüssig sei und selbst ihr Brot verdienen könne. Dem väterlichen Willen mußten sich die Frauen schweren Herzens fügen.

Die Alte hatte den Rosenkranz aus Lisbeths Händen genommen und wieder an seinen Ort gelegt. Nun holte sie ein nagelneues kleines Buch hervor, in dunklem Ledereinband mit Goldschnitt und schlug es auf, indem sie

sagte: „Kind, dieser Schatz ist noch größer, als der Rosenkranz; es ist der größte Schatz, den wir auf Erden haben und den will ich dir mitgeben auf den Weg, damit du dich täglich daraus stärken kannst. Versprich mir, daß du täglich darin lesen willst, wenn auch nur einige Verse. Da lies mir dies vor." Sie reichte dem Mädchen das Büchlein und diese las mit Andacht die Worte des 23. Psalms: „Der HErr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln" — bis zum Schluß — „und ich werde bleiben im Hause des HErrn immerdar."

„Amen!" sprach laut und feierlich die Alte und legte wie segnend ihre runzelige Hand auf Lisbeths Scheitel. „Und nun geh' hinunter, Kind, ich habe den Vater heimkommen hören und er wird dich begehren. — Die Geheimnisse deiner Truhe kennst du nun und die Geheimnisse deines Büchleins sollst du immer besser kennen und immer mehr lieben lernen."

Lisbeth, welche neben der Alten gekniet hatte, erhob sich mit Thränen in den Augen, stammelte einen gerührten Dank, indem sie der Großmutter Wange ehrerbietig küßte und verließ die Kammer. Draußen im kleinen Hausflur vor der schmalen Holztreppe blieb sie stehen und weinte bitterlich in ihre blaue Schürze, welche sie an die Augen drückte. Der Mond blickte durch das kleine Dachfenster, welches der Treppe ihr Licht gab und umspielte das kastanienbraune Haar des traurigen Mädchens, welches zum erstenmale schmeckte, wie weh, wie bitter weh das Scheiden thut! — Drinnen aber saß die Alte mit im Schoß gefalteten Händen noch lange auf dem Schemel vor der Truhe. Ihre Lippen bewegten sich leise. Sie betete für ihr geliebtes Enkelkind.

II. In der Stadt.

Man sah es dem einfach eingerichteten Familienzimmer des Doktor Bosum an, daß es der Tummelplatz vieler Kinder war. Kurze, dunkle Vorhänge, deren nette Drapierung angenehm berührte, gestatteten den freien Gebrauch der Fenstersimse, ohne daß die kleinen Hände in Gefahr kamen, feine Gardinen zu zerreißen, oder kräftige Knabenstiefeln, sie herunterzutreten. Die Möbeln von starker Konstruktion, nur lakiert, der große Familientisch mit weißer Holzplatte zum Scheuern, — Alles war sichtlich zum ungestörten Gebrauch sämmtlicher Familienglieder da und nahm dadurch keinen Schaden.

Nichts ist verkehrter und veranlaßt mehr Verdruß, und unnötige Strafen, als elegant eingerichtete Wohnräume, welche einer großen Kinderschar zum Aufenthalt dienen sollen. Beständig muß man an den Kleinen wehren, nirgends dürfen sie ungestört ihre kindlichen Spiele treiben, die ja manchmal etwas stürmischer Natur sind und bei gesunden und begabten Kindern gar nicht anders sein können. Alle Tage ist etwas anderes verdorben, beschmutzt, zerbrochen, das Lamento bei Alt und Jung nimmt kein Ende. Schließlich nimmt man, um dem ewigen Unheil zu steuern, seine Zuflucht zur Errichtung einer Kinderstube oder verbannt die Kleinen in die Schlafstube, wogegen noch mehr einzuwenden wäre, als gegen das erstere. Bei Doktor Bosums wußte man nichts von all' solchen Nöten. Fröhlich und ungestört tummelten sich die neun Kinder im ganzen Haus. Nur das Heiligtum, das Besuchszimmer, war ihnen unzugänglich. Den Schlüssel trug die Frau Doktorin an ihrem großen Schlüsselbund

am Gürtel und öffnete nur, wenn ein Besuch kam, oder irgend ein Gegenstand vor den Kindern sicher gestellt werden sollte.

Jetzt saß sie mit ihrem langen Strickstrumpf — man sah Frau Doktor Vosum in ihrem Haus selten ohne diesen — auf dem Fenstertritt vor ihrem Nähtisch. Ihre Finger bewegten sich emsig, während die freundlichen, lebhaften Augen das Zimmer überblickten und dem bunten Treiben fröhlich zuschauten, bisweilen mit lauter Stimme ein Wort befehlend oder mahnend dazwischenrufend, wenn's zu toll wurde. Gerade waren die sieben Schulpflichtigen aus dem Institut, Gymnasium und Lateinschule heimgekommen und begehrten, zum Teil stürmisch, ihr Vesperbrot. Die älteste Tochter, eine schlanke, achtzehnjährige Blondine, mit einem ziemlich energischen Gesichtsausdruck, welchen sie als die Aelteste von so vielen Geschwistern, durch Uebung bekommen haben mochte, schenkte unter der Mutter Aufsicht den Kaffee ein und teilte das Brot aus, ein Geschäft, was bei so hungrigen Mägen mitunter nicht ohne Ein- und Uebergriffe von statten ging. „Mir die größte Semmel," rief der kleine, dickbackige Ernst. „Jawohl, weil du der Kleinste bist," sagte erhaben Friedrich, der älteste der Knaben, und griff selbst darnach. „Mir eine recht braune Semmel, bitte, Therese," rief ein braunaugiges Mädchen von großer Lebhaftigkeit, ziemlich ungeduldig. Mitten hinein in all' das Getöse schlug die große schwarzwälder Uhr in langsam bedächtigem Tempo viermal.

„Schon vier Uhr," rief die Doktorin und blickte durch ihren Fensterspiegel die Straße entlang, welche auf dem Domplatz mündete. „Therese, ist Lisbeth's Kammer völlig in Ordnung? in einer Viertelstunde kann sie hier sein."

„Alles in Ordnung, Mama! was du mir übergibst, wird immer pünktlich besorgt.“ Damit legte sie rasch den Arm um der Mutter Hals und gab ihr einen Kuß auf die Wange. Doch diese schüttelte etwas mißfällig den Kopf und sagte halblaut: „Nur nicht so selbstbewußt, liebe Tochter. Wir sind noch lange nicht vollkommen.“

„O Mama, es war auch nur Scherz,“ entschuldigte Therese. „Thut nichts, Kind, ich verstand dich schon, sagte aber mit Willen, was ich sagte“. Ernst, aber freundlich schaute sie dabei die Tochter an. Diese verließ etwas beschämt das Zimmer.

„Ist ein Handtuch hinten?“ rief die Mutter nach. Die Thür öffnete sich ein klein wenig und ein leises: „Noch nicht, Mama! ich werde es gleich besorgen“, ließ sich hören. Dann schloß sich die Thüre wieder. Die Doktorin lächelte. Therese war eine sehr umsichtige, brauchbare Stütze ihrer Mutter, stand aber in der Gefahr, sich auf ihre Brauchbarkeit etwas einzubilden. Dem steuerte die Mutter wo und wie sie nur konnte.

Gleich darauf klingelte es unten an der Hausthür. Der treue Fensterspiegel zeigte zwei Gestalten von ländlichem Gepräge. Rasch wurde das Strickzeug bei Seite gelegt. Die Doktorin ging, ihre neue Magd und deren Vater zu begrüßen und ihr selbst ihr Kämmerchen anzuweisen. „Daß ihr mir artig seid, kleines Volk!“ ein strenger Blick aus den großen blauen Augen und ein drohender Finger begleiteten diese Mahnung, dann war sie verschwunden.

„Ganz brav, ganz artig, Mama!“ riefen einige Stimmen. Aber schon begann ein kleiner Krieg zwischen dem zweijährigen Gerhard, welcher Ernst's Tafel durchaus haben

wollte und die dreizehnjährige Bertha mußte begütigen und schlichten.

Gerade hatte sich die schwere Hausthür hinter dem Bauersmann und seiner Tochter geschlossen, als die Doktorin, die Stiege herabeilend, ihnen schon entgegenrief: „Ist das die Lisbeth und ihr Vater?“ Als die Frage bejaht wurde, hieß sie das Mädchen freundlich willkommen und geleitete Vater und Tochter die Stiege hinauf in die warme, reinliche Küche, voll glitzernder Töpfe, Schüsseln und Pfannen, wo heißer Kaffee für die Angekommenen bereit stand und zwei weiß gescheuerte Stühle zum Sitzen einluden. Die Doktorin setzte sich auf die Küchenbank nieder und ließ sich vom Vater des Mädchens berichten, daß ihr Kofferchen zur Bahn gegeben sei und in ein paar Tagen kommen werde; einstweilen habe ihr die Mutter das Nötigste in das Bündel gepackt. Die Mutter habe das Mädchen nicht fortlassen wollen, aber er sei für „Bildung“ und die könne man sich nur in der Stadt holen und die Frau Doktor werde schon darauf sehen, daß die Lisbeth Bildung bekomme.

Lisbeth saß verlegen auf der Kante des Stuhles, drehte ihr Schürzenband und wagte nicht den dampfenden Kaffee zu berühren, den sich ihr Vater sichtlich schmecken ließ. Als dieser aber von der Mutter sprach, blickte sie wehmütig nach ihrem Bündel drüben auf der Küchenbank neben ihrer Herrin und griff schnell nach dem Schürzenzipfel, um zwei große Thränen abzuwischen. „Trink deinen Kaffee, Lisbeth, dann bekommst du Mut,“ sagte freundlich Frau Bosum. „Du wirst schon bald eingewöhnen bei uns und wir werden ganz gute Freunde sein, wenn du nur gehorsam und aufrichtig bist.“ „Das

ist sie! sie ist ein braves Mädchen, Frau Doktor, auch geschickt und sehr fleißig," bemerkte nicht ohne Stolz der Vater.

„Du hast auch einen Bruder hier, nicht wahr, Lisbeth," fuhr die Doktorin freundlich fort, ohne die Bemerkung des Vaters zu beachten.

Des Mädchens Gesicht erhellte sich. „Ach ja! auf Martin freu' ich mich sehr! Darf er mich manchmal besuchen am Sonntag?" fügte sie schüchtern hinzu.

„Gewiß, gewiß darf er das. Sie gehen wahrscheinlich jetzt noch zu Ihrem Sohn, Herr Treiber? Da sagen Sie ihm, daß er gleich am Sonntag seine Schwester bei uns besuchen möchte. Wir werden uns freuen, ihn zu sehen."

Der Vater dankte für diese Güte und zog seine silberne Taschenuhr. Es war später, als er gedacht hatte, denn er stand schnell auf. Er wollte seinen Sohn noch besuchen, wie Frau Doktor richtig vermutete, und mit dem Nachtzug wieder zurück. So verabschiedete er sich mit einem derben Händedruck und einigen guten Lehren von seiner Tochter, welche ihm die Stiege hinunter leuchten mußte und ihm unter der Hausthür für Mutter und Großmutter noch viele Grüße auftrug.

„Du hast gerade noch ein halbes Stündchen, ehe die Abendgeschäfte beginnen," sagte freundlich ihre Herrin, als Lisbeth wieder herauf kam, und führte sie in ihr Kämmerchen. „Hier kannst du dich nun einrichten und deine Sachen aufräumen, bis ich dir rufe, Lisbeth. Gefällt dir deine Kammer?" Das Mädchen sah ganz glücklich aus, als sie antwortete: „Es gefällt mir sehr gut! ich danke Ihnen." „Ich sagte dir ja, daß du schnell eingewöhnen würdest," bemerkte Frau Vosum und mit wohlwollendem Kopfnicken

verließ sie ihre neue Magd, um zu den Kindern zurückzukehren, welche in allen Tonarten schon lange nach der Mama verlangten und sich durchaus mit der großen Schwester nicht zufrieden geben wollten.

Sehr vergnügt sah sich Lisbeth in ihrem Stübchen um. Ein gelb angestrichener Kleiderschrank, ein säuberlich mit gestreiftem Leinen bezogenes Bett, darüber an der hellblau getünchten Wand ein Christusbild in Farbendruck; ein kleiner Tisch nebst Stuhl bildete die Einrichtung, die ein schlichter Fenster-Vorhang von hellem Kattun vollendete. Noch nie hatte Lisbeth ein eignes Stübchen besessen und war ganz stolz auf diesen neuen Besitz. Sorgfältig packte sie ihr Bündel aus, das außer einiger Wäsche und Arbeitskleidern auch ein Stück hausgebacknen Kuchen von der Mutter und das neue Testament enthielt, welches ihr vorgestern die Großmutter geschenkt hatte. O wenn sie doch mein schönes Stübchen sehen könnten und meine gute Frau! dachte sie, während sie ihre Arbeitskleider anlegte und dann jedem Gegenstand seinen Platz gab. Das Testament kam auf ein kleines Brett am Kopfende des Bettes, damit sie es immer zur Hand hätte und nie versäumte, darin zu lesen, wie es die Großmutter so sehr gewünscht hatte.

Welche Aussicht man von dem Fenster wohl haben mochte? das konnte in der Dunkelheit nicht mehr ergründet werden. Aber als Lisbeth das Fenster öffnete, um wenigstens einen Versuch zu machen, ob etwas zu entdecken wäre, stieg eben der Mond hinter der hohen Gartenmauer empor und sie freute sich so herzlich über den Anblick dieses alten Freundes aus der Heimat, daß sie darüber alle Umschau vergaß und wie aus einem Traum

erwachte, als die Stimme der Hausfrau laut ihren Namen rief und sie eilig dem Ruf folgend zur Küche eilte.

Die Anweisungen der Doktorin waren bestimmt und klar, die Tageseinteilung genau nach Stunden geordnet, — ein wahrer Segen für einen großen, kinderreichen Haushalt und namentlich für die Magd, welche dadurch viele Arbeit mit Leichtigkeit bewältigt, während ohne feste Einteilung auch mit wenig Arbeit nicht fertig zu werden ist.

Lisbeth paßte genau auf und gab sich große Mühe, Alles recht zu machen. Sie fühlte schon am ersten Abend wirkliche Zuneigung für ihre Frau, deren mütterliche Güte ihr um so wohler that, je weniger sie solche in der Fremde erwartet hatte. Nach dem Abendbrot wurde sie ins Zimmer gerufen zur Abendandacht. Doktor Vosum saß oben an dem großen Familientisch, rings umher alle Kinder. Vor ihm lag die offene Bibel. Er gehörte zu den seltenen Aerzten, die noch fest halten am Glauben und diesen auch vor der Welt bekennen. Priesterlich regierte er sein Haus und war seinen Patienten oft mehr als nur leiblicher Arzt.

Mit väterlichem Wohlwollen begrüßte er Lisbeth und prach ihr die Erwartung aus, daß sie der Empfehlung ihres Seelsorgers in der Heimat Ehre machen werde. Das Mädchen wagte keine Antwort, sondern setzte sich hocherrötend auf den Stuhl, welchen ihr Therese zurechtgestellt hatte. Als aber der Hausvater den 23. Psalm zu lesen begann, welchen sie noch gestern ihrem lieben Großmütterchen hatte vorlesen müssen zum Abschied, da ward ihr so leicht und froh um's Herz und mit rechter Dankbarkeit konnte sie dann das Vaterunser mitbeten, welches gemeinschaftlich gebetet wurde.

Draußen in der Küche beim Aufwaschen mußte sie denken, daß ihre gute Großmutter sich gewiß nicht so viel ernste Sorge um sie machen würde, wenn sie wüßte, daß sie in einem Haus ist, wo man betet.

Das wollte sie ihr aber im ersten Brief gleich schreiben.

Als sie abends in ihrem sauberen Bett lag und das Licht gelöscht hatte, schien der Mond so hell ins Kämmerlein, daß Lisbeth noch lange wach lag und an die Heimat dachte und dann an den 23. Psalm. Es war gewiß ein gutes Zeichen, daß der Herr Doktor ihn gerade heute zu ihrem Empfang gelesen hatte. Im Traum erzählte sie es ihrer Großmutter. Die nickte mit dem Kopf und sagte: Lisbeth, so lang Er dein Hirte bleibt, brauchst du dich vor keinem finstern Thal zu fürchten. — Der Traum war so lebhaft, daß er am andern Tag unter aller Arbeit ihr immer wieder ins Gedächtnis kam. Sie konnte aber nicht verstehen, was die Großmutter wohl mit dem finstern Thal meinte? Es schien ihr alles hell und freundlich zu sein. Alt und Jung begegnete ihr mit Güte, der kleine Gerhard sogar mit Zärtlichkeit, und sie that ihre Arbeit mit Lust und zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft. Und welche Freude wars für Lisbeth, als sie entdeckte, daß ihr Kammerfenster nicht in eine enge, düstere Straße, sondern auf den kleinen Hof hinausging, an welchen der Garten grenzte, von hohen Brandmauern nach drei Seiten umgeben. Aber es war ein Rasenplatz darin und Buschwerk und ein großer Kastanienbaum, der jetzt zwar recht betrübt und leer aussah, aber im Sommer recht schönen Schatten geben mußte. Auch wars ihr so heimisch, daß sie vom nahen Dom alle Stunden schlagen hörte, wie daheim vom Kirchturm und das Abendgeläute, welches bei einbrechender Nacht so feierlich über die Stadt hin-

tönte und zum Beten mahnte, war ihr so heimatlich, daß sie ihre Freude darüber der Doktorin ganz kindlich aussprach.

„Ich wußte es ja, daß es dir hier gefallen und du dich bald eingewöhnen würdest,“ sagte sie lächelnd. Am Abend aber, als sie allein mit ihrem Manne war, erzählte sie ihm, wie gut sich Lisbeth anließe. „Es ist eine wahre Wohlthat, ein solches Mädchen zu haben nach einer so schrecklichen Vorgängerin. Ich habe aber auch niemals früher so ernstlich Gott angerufen um eine fromme und getreue Magd. Die hab' ich mir erbeten, Alfred!“

„Es soll mich sehr freuen, wenn du dich nicht täuschest, liebe Frau; aber vergiß nicht das Sprichwort von den neuen Besen!“

„Verlaß dich auf mein Urteil, Liebster! Diesmal täusche ich mich nicht. Ich kenne meine Leute! Der Babette konnte ich von der ersten Stunde an kein Zutrauen schenken. Aber die Lisbeth ist ein tüchtiges Mädchen.“

Und die Doktorin behielt wirklich Recht. Lisbeth entwickelte sich immer mehr zu einer höchst brauchbaren Magd und war bald durch ihre Pünktlichkeit, Bescheidenheit und freundliche Gefälligkeit der Liebling des ganzen Hauses geworden. Frau Dr. Bosum, welche durch ihre neun Kinder und viele Verpflichtungen nach außen sehr in Anspruch genommen wurde, atmete auf in dem Bewußtsein, eine zuverlässige, treue Magd zu haben, welche das, was ihr einmal übertragen war, mit großer Gewissenhaftigkeit besorgte. Dagegen bereitete sie dem Mädchen auch gern eine Freude, wo sie nur konnte. Bruder Martin kam öfter Sonntags zum Besuch. Dann saßen die Geschwister zusammen in der warmen Küche und plauderten.

Wenn das Wetter schön war, durfte Lisbeth mit dem Bruder spazieren gehen und kam immer ganz entzückt von all' dem Schönen, das sie gesehen, nach Hause. Alle drei Wochen durfte sie am Vormittag zur Kirche gehen, dann kochte Frau Doktor oder Therese, und es verging kein Tag, wo Lisbeth nicht am Abend noch ihr neues Testament zur Hand genommen und andächtig darin gelesen hätte, wie sie's der Großmutter versprochen hatte.

Welcher Schutz und Schirm für solch junges Dienstmädchen die feste Sitte eines christlichen Hauses ist und welch starker und heilsamer Einfluß dadurch auf Dienstboten ausgeübt wird, ganz ohne Worte, — das sollte in unserer, von Wehklagen über schlechte Dienstboten erfüllten Zeit, mehr bedacht werden! Wie können die Dienstboten brav sein, wenn die Herrschaften schlecht, d. h. gottlos und unchristlich sind? wenn sie die Dienstboten nicht wie Menschen, sondern nur wie Arbeitsmaschinen behandeln, ohne Sonn- und Feiertage? Wenn vom Gebet und Gottesdienst keine Rede ist, umsomehr aber von Genuß und eitlen Vergnügungen? Solches Beispiel kann auch fromm erzogene, brave Dienstboten auf Abwege bringen. — Freilich gibts auch viele herzlich schlechte, unordentliche, unehrliche, ungehorsame Mädchen, an denen auch die treue Zucht einer christlichen Herrschaft nichts ausrichten kann und die aus freier Wahl in ihr Verderben rennen. Im Ganzen sind wir aber doch der Meinung, daß es viel weniger schlechte Dienstboten gäbe, wenn die Herrschaften gewissenhafter und liebevoller wären. — Es war vor zwanzig Jahren schon so und heute eher schlimmer als besser! Denn die Jagd nach Glück und Genuß wird immer rastloser und an den Ernst der Ewigkeit denkt man immer weniger.

III. Ein Besuch daheim.

Zwei Jahre waren vergangen, Keines wußte wie! Lisbeth war noch gewachsen, viel hübscher und stattlicher geworden. Man hatte seine Freude an dem schmucken Mädchen und gern mochte die gute Doktorin Eltern und Tochter die Freude eines Wiedersehens gönnen, welche sie sich wünschten. So durfte denn Lisbeth zur Kirmeß (Kirchweih) mit Martin auf zwei Tage nach Hause! — O wie klopfte ihr das Herz, als sie von weitem die Dächer des heimatlichen Dorfes wieder erblickte und endlich das Elternhaus und das kleine Fenster von ihrer Großmutter Stübchen! Lisbeth flog die Stiege hinauf, ehe sie unten bei den Eltern eintrat, und öffnete leise die Thür ein klein wenig. Da saß die Alte mit schneeweißem Haar und sehr gealtert auf ihrem Lehnstuhl am Fenster, wie damals an jenem Abschiedstag. Sie blickte auf, ein Leuchten der Freude ging über das alte Gesicht — da stand das Enkelkind schon neben ihr, schlang die Arme um ihren Hals, küßte ihre Wangen und rief: „Gott sei Dank, Großmütterchen, daß ich dich wiedersehe."

„Ja, Gott sei Dank, Kind, daß ich dich so wiedersehe," sagte tiefbewegt das Mütterchen. „Du bist noch ganz die Alte! Gott sei Dank und deiner Herrschaft!"

„O meine Herrschaft ist so gut und ich habe sie alle so lieb," sagte fröhlich das Mädchen, während sich die Alte an dem Ausdruck der Unschuld in Lisbeths Gesicht und ganzem Wesen weidete und helle Thränen dankbarer Freude über ihre Wangen liefen. Aber schon rief man unten nach Lisbeth und ihre jüngere Schwester Bärbel kam die Treppe heraufgestürmt, um sie zu holen. Die

Stube war festlich mit weißem Sand bestreut und auf dem eichenen Tisch stand eine Schüssel mit duftendem Kirchweihkuchen, welchem Martin schon tapfer zusprach.

Lisbeth mußte erzählen und immer erzählen von der Stadt und ihrer Herrschaft und dem größten Fräulein, das sich vor etlichen Wochen mit einem jungen Pfarrer verlobt hatte und nun Braut war, (Bärbel konnte sich gar nicht denken, wie solche Stadtbraut aussehen möchte!) und vom Hausgärtchen mit dem schönen Kastanienbaum u. s. w. Bärbel beneidete die Schwester am meisten um ihr nettes Kämmerchen mit himmelblauen Wänden und der Vater war mit dem Bildungsstand seiner Tochter sichtlich zufrieden und kündigte ihr an, sie dürfe morgen mit zum Tanz ins Wirthshaus gehen, wo er im Stillen mit seiner gebildeten Tochter Staat zu machen hoffte. Lisbeth war nicht erfreut von dieser Aussicht. Sie liebte solch rauschende Vergnügungen nicht und war noch nie zum Tanz gewesen. Die Großmutter hatte sie immer davor gewarnt. Bärbel aber klatschte in die Hände und rief: „Freu' dich, Lisbeth! wenn ich nur erst aus der Sonntagsschule wäre, daß ich auch endlich zum Tanz gehen dürfte."

„Du wirst's erwarten können, wildes Mädel," sagte ernst die Mutter. „Die Arbeit geht vor dem Vergnügen. Lern' erst was Tüchtiges schaffen, eh' du ans Tanzen denkst." Beschämt und zornig verließ Bärbel die Stube: „Immer Arbeit und Arbeit" zwischen den Zähnen murmelnd. Traurig blickte die Schwester ihr nach, und nahm sich vor, einmal allein mit Bärbel zu reden; denn so hatte sie früher das Kind nicht gekannt.

In der Dämmerstunde aber stahl sich Lisbeth hinauf zur Großmutter und feierte mit ihr eine selige Stunde

des Wiedersehens, trotz manch ernster Sache, die zwischen den Beiden besprochen wurde. Lisbeth hatte in den zwei Jahren die Großmutter doch besser verstehen lernen, obschon sie noch immer nicht begreifen konnte, warum der Psalmist vom finstern Thal sprach im 23. Psalm, den sie zum Schluß der Unterredung der Großmutter wieder vorlesen mußte. „Das finstere Thal, die Prüfung und Anfechtung kommt für Jeden, Kind, früher oder später. Sorge nur, daß du dann einen Hirten und Helfer hast, an den du dich halten kannst. Dann darf dir nicht bange werden. Jetzt aber hast du nur zu loben, daß Er dich so freundliche Wege führt."

Nachdenklich blickten die fröhlichen blauen Augen in der Alten Gesicht: „Großmutter, ich denke manchmal, die Prüfungen, von denen du sprichst, kommen erst, wenn man sich verheiratet. Seit das Fräulein verlobt ist, sagt meine Frau so oft zu ihr: „Kind, du hast jetzt deine schönste Zeit! nimm sie wahr. Später kommt's anders."

„Da hat deine Frau Doktorin ganz recht, Lisbeth! mit dem Ehestand kommen die Sorgen und mancherlei Not, Ehestand — Wehestand, heißt's nicht umsonst. D'rum bleibt man am besten allein und macht sich nichts zu schaffen mit den Mannsleuten."

Lisbeth seufzte. Plötzlich war ihr's eingefallen, daß sie morgen zum Kirchweihtanz gehen sollte. „Großmutter," sagte sie zögernd, „der Vater will, daß ich morgen zum Tanz gehe und ich bleibe doch viel lieber daheim. Meine Herrschaft hält auch nichts vom Tanzen, die läßt ihre Tochter nie auf den Ball, wo es doch so fein hergehen soll. Auf unserer Kirchweih geht's aber wild her. Da sind die Bursche immer betrunken. Du weißt's ja."

Sehr unzufrieden schüttelte die Alte den Kopf.

„Thorheit, Thorheit," murmelte sie. „Wenn's der Vater will, mußt du gehorchen," sagte sie endlich langsam, „aber du kannst bald wieder heimgehen und ihm sagen, daß es dir keine Freude macht."

Lisbeth schwieg. Es war, als habe sie noch etwas auf dem Herzen, was sie nicht zu sagen wisse. Auch die Alte schien ganz in Gedanken versunken. Da tönte die Betglocke vom Turm herüber, ernst und feierlich. Die beiden Frauen falteten die Hände und beteten laut das alte Betlied:

„Ach, bleib' bei uns HErr JEsu Christ,
Weil es nun Abend worden ist!
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
Laß ja bei uns auslöschen nicht." rc.

Nach dem letzten, so schönen Vers:

„Gib, daß wir leben in dem Wort
Und darauf mutig fahren fort
Von hinnen aus dem Jammerthal
Zu Dir in Deinen Himmelssaal."

sagte die Alte bewegt: „Bald, bald, lieber HErr! Kind, bete für mich um ein selig Stündlein."

Lisbeth faßte zärtlich ihre beiden Hände: „Ich bete alle Tage für dich, liebe Großmutter, aber daß dich der liebe Gott uns noch lange erhalten wolle."

„Ich habe Lust abzuscheiden und daheim zu sein bei meinem lieben HErrn. Aber Sein Wille geschehe." Dabei streichelte sie das jugendliche Gesicht mit ihren zitternden Händen. — Als Lisbeth dann von ihr ging und drunten bei den Eltern saß, meinte ihre Mutter, wie sie die Großmutter finde. Im Sommer sei sie eine zeitlang so elend gewesen, daß sie das Schlimmste gefürchtet hätten.

„Sie ist viel älter geworden in den zwei Jahren und denkt viel ans Sterben, wie mir scheint,“ sagte das Mädchen traurig. „Doch hoffe ich, Gott erhält sie uns noch lange, lange.“

„An deiner Stelle würde ich mich freuen, wenn die Großmutter stirbt,“ bemerkte Bärbel, „dann erbst du ja die schöne Truhe, um die ich dich so beneide.“

Ganz entsetzt schaute Lisbeth die Schwester an. Auch die Mutter sah sehr unzufrieden aus und seufzte.

„Bärbel, dich kenne ich gar nicht mehr, so hast du dich verändert, seit ich fort bin,“ sagte Lisbeth sehr ernst.

„Die Schulzen-Mine verdirbt sie so,“ fuhr Martin heraus. „Mit der läuft sie immer und die ist das frechste Mädel im ganzen Dorf. Du kannst ihr nur sagen, Bärbel, daß sie meinetwegen nicht mit dir zu laufen braucht; denn darauf ist's doch abgesehen, das weiß ich lange! Die nehm' ich gewiß nicht.“

Vater und Mutter machten große Augen, Bärbel wurde blutrot und stotterte etwas von Einbildung.

„Den Umgang mit der Schulzen-Mine gibst du auf. Davon wußte ich gar nichts“, bestimmte der Vater.

„Es wäre besser, du setztest dich öfters zur Großmutter hinauf, da wäre mehr Gutes zu lernen,“ sagte Lisbeth.

Bärbel brummte und sah sehr verdrießlich aus.

„O nein, es wäre am allerbesten, man thäte sie in die Stadt in einen Dienst, wo sie recht schaffen muß. Da vergingen ihr die verkehrten Gedanken,“ polterte Martin. „Daheim thut sie, was sie mag.“

Dagegen protestierte die Mutter. Eine Tochter müsse sie zu Hause haben und Lisbeth könne man nicht aus ihrem guten Dienst nehmen wegen Bärbel.

Lisbeth bebte das Herz bei dem Gedanken, daß sie ihre gute Herrschaft sollte verlassen müssen; sie hing mit voller Liebe an der ganzen Familie. „Bärbel wird sich schon sagen lassen und einen andern Weg einschlagen,“ sagte sie freundlich, während diese die Schürze vor die Augen gedrückt hatte und heftig weinte.

Lange konnte Lisbeth nicht schlafen in dieser Nacht und am andern Morgen erlangte sie's mit vielen Bitten und dem Hinweis auf Bärbel von ihrem Vater, daß er ihr den Tanz erließ. Das alte Großmütterchen am Arm und die Schwester, der sie mit verständigem Zureden wohlgethan, und die sie schon etwas umgestimmt hatte, zur Seite, ging sie glücklich durchs festlich geschmückte Dorf zur Kirche und manches Auge folgte mit Wohlgefallen dem schmucken Mädchen, das so bescheiden einherging. Der Vater, welcher folgte, sah mit Stolz die vielen wohlgefälligen Blicke, welche der Tochter begegneten. Aber als Schulzens Franz, der Mine lockerer Bruder, seine frechen Augen so zudringlich auf Lisbeth heftete, hätte er ihm gern eine Ohrfeige gegeben und war nun selbst froh, daß sie nicht in Gefahr kam, mit diesem Menschen tanzen zu müssen. „Vor diesem Vogel darf ich die Bärbel auch hüten,“ dachte er. Denn sie war bis über die Ohren rot geworden, als sie vorbei kamen.

Nach der Kirche erschien die Mutter des neuen Gutsherrn bei Treibers, um zu fragen, ob Bärbel, welche während des Sommers öfters zur Zufriedenheit im Tagelohn auf dem Hofe gearbeitet hatte, nicht jeden Nachmittag kommen könnte, um sich mit den zwei Kindern zu beschäftigen, sie spazieren zu führen u. s. w., da ihre Tochter, welche ein drittes Kindlein erwarte, sehr der Ruhe und Schonung bedürfe. Den beiden Mädchen

gefiel dieser Vorschlag sehr. Bärbels lebhafte dunkle Augen leuchteten vor Freude, aber die Mutter machte Schwierigkeiten und meinte, nicht allein fertig zu werden, bis die Dame ihr versicherte, zum Füttern des Abends sei Bärbel wieder daheim, und Lisbeth auch sehr zuredete, wenigstens zu probieren, ob sichs nicht einrichten ließe. So wurde man einig über die Sache zu allgemeiner Befriedigung. Namentlich war Lisbeth in mehr als einer Hinsicht froh, daß ihre Schwester nun tüchtig zu arbeiten hatte und drüben im Herrenhaus auch manches Gute hören und lernen würde. — Gibt man solch jungen, kräftigen Mädchen nicht vollauf zu schaffen, so geraten sie ganz natürlich auf allerlei dumme Gedanken, wenn nicht auf Schlimmeres. Arbeit ist ein Heilmittel für viele Krankheiten der Seele, bei alt und jung, vornehm und gering und erwies sich in der Folge auch bei Bärbel als recht heilsam.

Erleichterten Herzens, wenn auch nicht ohne wehmütigen Abschied von der alten Großmutter, ging Lisbeth im Morgengrauen des folgenden Tages mit ihrem Bruder den Fußpfad über die Berge, durch die entlaubten Wälder, drei Stunden weit nach der Station. Jedes trug ein Bündlein mit Kirchweihkuchen und allerlei mütterlichen Wohlthaten, dabei hatten sie vieles zu reden.

„Der Schreinersfrieder, unser Nachbar, hat mir gestern Abend einen Gruß an dich aufgetragen, Lisbeth! und ich soll ihn auch gewiß bestellen.“

Ein leichtes Erröten flog über das frische Gesicht. „Ich hab ihn ja gestern selbst gesehen und gesprochen. Er stand am Gartenzaun und rief mich an, als ich vorbeiging, die Verwandten zu besuchen. Er sagte mir, daß es immer schlimmer würde mit seinem Vater, daß er fast

keinen Abend nüchtern heimkomme und das Geschäft so arg zurückgeht."

„Ja, und wenn der Frieder nun vollends zum Militär muß, — sie haben ihn schon zwei Jahre auf sein Bitten immer zurückgestellt, — dann wird bald die Lumperei fertig sein. Kein Ziegel auf dem Dache bleibt ihm, bis er wieder heimkommt! das sag ich dir! Die Juden haben den Alten schon jetzt im Sack. Er kann ja schon lange kein Holz mehr bezahlen, sondern borgt das Geld dazu und eine Hypothek hat er auch schon auf dem Häuschen. Das Saufen kostet Geld." Dabei stieß Martin seinen eisenbeschlagenen Stock so heftig auf einen Stein am Wege, daß die Funken herausflogen. „Frieder ist mein Schulkamerad und bester Freund, er dauert mich! Wenn ihm nur zu helfen wäre! aber ich sehe nur den Untergang."

„Der arme Frieder!" sagte Lisbeth und aufrichtiges Mitleid malte sich in den sprechenden Zügen. „Kann er denn nicht in der Stadt etwas anfangen, nachdem er Soldat war?" fragte sie sinnend.

„Das wird er freilich müssen! aber es ist doch hart, wenn man Haus und Hof und ein solides Geschäft hätte, von rechts wegen und es wird einem so elend durchgebracht und man muß sich dann seine Lebtag unter fremden Leuten herumplagen. Das Geldverdienen geht heut zu Tage nicht so leicht, wenn man gar nichts hat — und gar nichts lassen sie dem Frieder: Du sollst sehen! Da müßte man die Juden nicht kennen, diese Blutsauger! Hätte sich der Schreiner nur mit denen nicht eingelassen. Seine Frau sieht aus wie der Tod. Die grämt sich das Herz ab vor Jammer. Gib acht, die stirbt noch vor unserer Großmutter."

In großer Erregung hatte Martin gesprochen.

„Könntest du denn nichts für Frieder thun, daß er vom Militär frei würde?“ sagte schüchtern das Mädchen.

„Ich, Lisbeth? nein! wahrhaftig, sonst wollte ich's gerne thun. Denn der Frieder schafft für zwei und so lang er noch daheim ist, kann er das Geschäft wenigstens noch halten. Ist er fort, so thut sein Vater gar nichts mehr und verliederlicht gänzlich. Vom Militär frei werden kann nur einer, welcher der einzige Ernährer der Familie ist. Aber weil der Vater sauft, wird der Sohn nicht frei. Das geht nicht.“

„Wann muß er Soldat werden?“ fragte sie nach einer Weile, ohne den Bruder anzusehen, denn ihre Augen schimmerten feucht.

„Im April,“ lautete die ernste Antwort.

In diesem Augenblick fuhr rasselnd ein Wägelein vorüber. Es waren Leute aus der Umgegend und Einer rief ihnen zu: „Wenn ihr noch zum Zug wollt, müßt ihr euch sputen.“

Sie waren wacker ausgeschritten, aber bei dem schlüpfrigen Wege gings langsam vorwärts. Nun verdoppelten sich ihre Schritte und das Gespräch von vorhin wurde nicht wieder aufgenommen.

IV. Entwicklungen.

Lisbeth hatte mit ihrem Kirchweihkuchen die jüngeren Glieder der Vosum'schen Familie hoch beglückt und war wieder fröhlich an ihr Tagewerk gegangen. Seltsam schien ihr, daß sie oft an Frieder denken mußte, seit er an der Kirchweih mit ihr gesprochen. Sie hatte ihn doch von Kind auf wohl gekannt, als Spielgenosse ihres Bruders,

aber nie waren ihre Gedanken so viel mit ihm beschäftigt gewesen, als jetzt. Das machte aber nur sein trauriges Schicksal. Sie mußte darüber nachdenken, ob ihm denn gar nicht von dem drohenden Unheil zu helfen sei? — aber alles Sinnen war vergeblich. — Der Winter war sehr bewegt und arbeitsvoll. Einigemale kam Theresens Bräutigam zu Besuch. Dann strahlte das Brautpaar vor Glück und Lisbeth konnte nicht umhin zu denken, daß eine Braut doch ein absonderlich glückliches Wesen sein müsse und daß es doch sehr schön sei, Jemand zu wissen, der ein so lieb hat! Theresens Hochzeit war auf den Spätsommer anberaumt und diese Frist war sehr nötig, denn nach guter alter Sitte wollten die fleißigen Mädchen jeden Stich an der Ausfertigung selbst nähen und die nie ruhenden Hände der Mutter wollten jeden Strumpf und jede Bettdecke selbst stricken. Das kostete Zeit! Es war aber ein fröhliches Schaffen, an dem selbst der Vater seine Herzensfreude hatte, obwohl er immerwährend den Beutel ziehen mußte zu den hunderterlei Anschaffungen, die ein neuer Haushalt nötig macht. Auch die Möbel wurden im Haus überzogen und die Matratzen unter den Augen der Doktorin gemacht, von einem jungen, recht geschickten Sattler. Er arbeitete oft ganze Tage unten im geräumigen Hausflur und fand sichtliches Wohlgefallen an Lisbeth, deren freundliches, sittiges Wesen einem braven Mann auch wohlgefallen konnte. Die Doktorin bemerkte, nicht ohne augenblickliche, stille Sorge, ihre vortreffliche Magd zu verlieren, die vielsagenden Blicke, womit der junge Mann das Mädchen begleitete, wenn sie, Wasser zu holen, durch den Flur über den Hof ging. Lisbeth selbst bemerkte gar nichts. Redete er sie an, so wechselte sie harmlos einige Worte mit ihm und kehrte flink zu

ihrer Arbeit zurück. Ihre Gedanken mußten anderweitig in Anspruch genommen und sehr beschäftigt sein, sonst hätte es ihr auffallen müssen, wie sehr Meister Esper bemüht war, die Aufmerksamkeit von „Jungfer Lisbeth,“ wie er sie respektvoll nannte, für sich zu gewinnen. Zu der Doktorin stillem Ergötzen gelang es ihm aber durchaus nicht. Das machte sie nachdenklich; denn es war jedenfalls etwas ungewöhnliches, daß ein junges Mädchen für das sichtliche Wohlgefallen eines jungen Mannes, der ziemlich ihres Standes, angenehm und fleißig war, ganz unempfindlich blieb. Auch fiel es ihr auf, daß das muntere Mädchen neuerdings oft sehr gedrückt und traurig aussah. Das mußte eine tiefere Ursache haben! An einem der letzten Sonntage hatte Martin einmal einen Kameraden mitgebracht, der sehr blaß und abgearbeitet aussah, und ihn Frau Vosum, welche die jungen Leute in der Küche bei Lisbeth fand, als seinen Freund, ihren Nachbarssohn aus der Heimat vorgestellt. Sollte des Mädchens Betrübnis mit diesem Besuch zusammenhängen?

„Hast du Trauriges von zu Hause gehört?“ fragte sie eines Tages ihre Lisbeth, als diese wieder auffallend niedergeschlagen einherging. Sie errötete. „Der Frieder, das ist der Freund, den mein Bruder neulich mitbrachte, Frau Doktor, hat mir erzählt, daß meine alte Großmutter recht schwach wäre und wohl bald sterben würde,“ sagte sie zögernd.

Die Doktorin sprach ihr Beileid und Trost zu, und sagte ihr, daß gerade so sehr alte Leute oft noch viel mehr aushielten, als möglich scheint. Sie fühlte jedoch, daß dies nicht die eigentliche Ursache des Kummers sei, fragte aber in ihrer klugen Weise nicht weiter, sondern wollte abwarten, was Lisbeth aus eigenem Antrieb sagen

würde. Vertrauen erpressen ist niemals und in keinem Verhältnis das Richtige. Vertrauen ist das freieste Geschenk des Einen gegen den Andern und muß als Solches geachtet werden. Und die Doktorin besaß ihres Mädchens Vertrauen, das wußte sie.

Frieder war, trotz aller Bemühungen, nicht vom Militär frei geworden, wie es ja auch in der Ordnung war. Denn er hatte einen arbeitsfähigen Vater, noch in guten Jahren und die Behörde konnte den Sohn nicht frei geben, weil der Vater ein Säufer war. Mit schwerem Herzen hatte Frieder Elternhaus und Heimat verlassen. Wußte er doch mit Bestimmtheit, daß er es als sein Erbe nicht wiedersehen würde, wenn der Vater nicht gleich von seinen Irrwegen umkehrte und dazu war ja keine Hoffnung! Das Laster hatte ihn schon zu fest umstrickt und die stets wachsende Schuld, welche abzuzahlen er nicht hoffen konnte, zog ihn immer tiefer hinein. Frieder fühlte sich als ein Heimat- und Besitzloser, dessen zwei gesunde Arme sein einziges Kapital sind. Bei seinem schon erwähnten Besuch hatte Lisbeth all' seinen Kummer erfahren und er war ihr tief zu Herzen gegangen.

„Lisbeth, du bist jetzt hier in der Fremde noch mein einziges Stück Heimat, wenn Martin bald fort sein wird, und mein einziger Trost," hatte er beim Abschied an der Hauspforte mit traurigem Blick gesagt und dabei warm des Mädchens Hand gedrückt. Sie konnte ihm seine darauf folgende Bitte, sie manchmal besuchen zu dürfen, nicht abschlagen. Warum sollte sie auch? Ihre Frau konnte nichts dagegen haben, wenn ihr Nachbar aus der Heimat, des Bruders Freund, sie besuchte, und ihr selbst war es eine Freude, den armen, betrübten Frieder ein wenig aufheitern zu können. Mit Ungeduld sah sie, je länger,

desto mehr, seinen seltenen Besuchen entgegen, wo sie meist fleißig strickend mit ihm auf der Holzbank im Hof oder im kleinen Garten saß und so viel mit ihm zu reden hatte, daß jedes Mal der Abschied zu früh kam. Frieder wußte sich durch allerlei kleine Dienste, die er gelegentlich den Kindern erwies, beliebt zu machen und war ein gern gesehener Gast im Bosum'schen Hause.

So kam der Herbst heran und mit ihm das Manöver, welches Frieder mitmachen mußte. Lisbeth war der Abschied auf viele Wochen schwer geworden, zumal gerade vor dem Ausrücken der Garnison die Todesnachricht von Frieders Mutter gekommen war, welche ihn sehr niederbeugte. Aber sie hatte nicht viel Zeit ihrem Kummer nachzuhängen; denn man rüstete sich bei Doktors eifrig zur Hochzeit der ältesten Tochter und es gab alle Hände voll Arbeit.

Da erschien eines Sonntags in feierlicher Haltung und sorgfältigem Anzug Meister Esper in Doktors Haus und ließ Frau Bosum „auf ein Wort" ins Vorzimmer bitten. Da hielt er allen Ernstes um Lisbeth an und bat die Doktorin, seine Werbung bei dem Mädchen zu vermitteln und ihr auch ein wenig zuzureden, wenn sie etwa nicht wolle. Es schien ihm heiliger Ernst.

Lisbeth saß, nichts ahnend, mit Schreiben eines Briefes an Martin beschäftigt, in ihrer Kammer und war bei der Eröffnung ihrer Frau wie aus den Wolken gefallen. Höchstes Erstaunen malte sich auf ihrem Gesicht, dann lachte sie; als aber die Doktorin ihr sagte, daß es Meister Esper wirklich Ernst sei und er vorn stehe und auf Antwort warte, fing sie bitterlich zu weinen an und schluchzte: „Ich kann nicht, o ich kann nicht!"

„Ich würde dich ungern verlieren," sagte freundlich

Frau Vosum, indem sie beruhigend ihre Hand auf des Mädchens Schulter legte, „aber ich halte es für meine Pflicht, dir in diesem Fall zuzureden. Was hast du an Meister Esper auszusetzen? er ist ein braver Mann und würde dich gewiß glücklich machen und dann, Lisbeth, wäre es eine gute, sichere Versorgung. Ueberlege dir's."

Lisbeth hatte den Kopf in beide Hände gelegt und ihre Thränen flossen unaufhaltsam. Endlich hob sie die nassen Augen flehend auf und sagte ängstlich bittend: „Ach, sagen Sie's meinem Vater nicht, sonst zwingt er mich vielleicht! ich kann den Meister Esper nicht nehmen, ich kann nicht!"

„Ich begreife dich nicht, Lisbeth! warum kannst du denn nicht?"

„Weil ich ihn nicht lieb habe," schluchzte sie.

„Hast du denn einen Andern lieb?" fragte ernst die Doktorin.

Hocherrötend bejahte Lisbeth. „Ich hab's nicht gewußt bis diesen Augenblick. Als ich mir vorstellte, eines Andern Weib werden zu sollen, da wurde mir's plötzlich klar, daß ich, — daß ich — nur den Frieder lieb habe."

„Den Frieder?" höchstes Erstaunen lag in dieser Frage. „Weißt du denn auch, ob er dich lieb hat?"

Ein Leuchten der Freude flog über das thränenbedeckte Gesicht, als sie leise antwortete: „Er hat mirs nie gesagt, Frau Doktor! aber ich weiß es doch und seit seine Mutter gestorben ist, hat er niemand mehr, der ihm Trost zusprechen könnte, als mich, — und für ihn beten thue ich auch alle Tage."

Mit sichtlicher Bewegung sah die Doktorin auf das Mädchen nieder. Dann aber sagte sie fest: „Lisbeth, thörichtes Kind! Der Frieder ist ja blutarm, wie du

mir selbst gesagt hast und an's Heiraten könnt ihr gar nicht denken. Solche Liebeleien ins Ungewisse hinein sind sehr gefährlich und es wäre mir schon lieber, du nähmest den braven Meister Esper."

Erschrocken blickte das Mädchen auf. Das konnte doch nicht die wirkliche Meinung ihrer gütigen Herrin sein? Endlich sagte sie in tiefer Erregung: „Und wenn der Frieder noch ärmer wäre und wenn er auch in zehn Jahren noch nicht heiraten kann, so nehm' ich doch keinen Andern, Frau Doktor! Seine Armut und Verlassenheit hinge mir immer wie ein Zentnerstein an der Seele und ich hätte doch keine frohe Stunde, so lang ich ihn unglücklich weiß." Ein Thränenstrom folgte diesen Worten.

„Du bist ein tapferes Mädchen, und sollst deinen Willen haben," sagte freundlich die Doktorin, ihr auf die Schulter klopfend und ging dann, um dem harrenden Werber den abschlägigen Bescheid zu bringen, der ihn sichtlich bitter enttäuschte und sehr betrübte.

Die Doktorin wußte nicht, ob sie ihre Magd mehr bewundern oder bemitleiden sollte. Es ist doch ein seltsam Geheimnis um die Liebe! und diesem Geheimnis, das der Ursprung ihres eigenen Glückes gewesen und geworden war, mußte sie nachsinnen, als sie allein im stillen Wohnzimmer saß. Die ganze Schar war mit dem Vater ausgeflogen und die Doktorin genoß diese Stille als ein seltenes Glück. Sie konnte aber, trotz langen Sinnens das Geheimnis nicht ergründen, ebensowenig, als jener Franzose Vinet, der gesagt hat: „Die Liebe ist ein Geheimnis! Das größte aller Geheimnisse; der Schlüssel aller Geheimnisse. Sie selbst aber hat keinen Schlüssel."

V. Im finstern Thal.

Fünfzehn Jahre sind vergangen mit ihrem Glück und Leid und vieles ist anders geworden!

Lisbeth ist nicht mehr das frische, fröhliche Mädchen, der Liebling des Doktor-Hauses. Seit zehn Jahren ist sie ihres Frieders treues Weib und trägt mit ihm die schweren Lasten eines mühseligen, sorgenvollen Lebens in ungebrochenem Mut, ihn immer tröstend und aufrichtend, wenn die Wellen der Sorgen noch so hoch gehen.

Wir finden sie wieder in dem kleinen Hinterhaus einer Vorstadt. Die ganze Wohnung besteht aus der Werkstatt, einem nicht sehr großen, aber um so niedrigerem Zimmer und der kleinen dunkeln Küche, wo man am hellen Tag eine Lampe brennen muß, wenn man etwas sehen will. Das Meublement des Zimmers besteht außer den Betten nur im allernötigsten Hausrat. Den einzigen Schmuck bildet die schöne uns bekannte altertümliche Truhe der Großmutter. Sie vertritt zugleich Stelle des Kleiderschrankes und der Kommode und ist der Stolz der Familie. Die vier Kinder wissen genau die Geschichte dieses alten Erbstückes und behandeln die Truhe mit einer Art von Respekt, die ihrer Erhaltung sehr nützlich ist. Sie wissen sich nichts Lieberes, als wenn an Sonntag-Nachmittagen im Winter ihnen Lisbeth immer wieder die Geschichte der Truhe und der lieben frommen Großmutter, welche schon zwölf Jahre tot ist, erzählt, und dann holt Lisbeth auch allemal das neue Testament vom Sims herunter, wo es neben dem Gesangbuch und der Hausbibel, die sie zur Hochzeit vom Herrn Pfarrer bekommen, seinen Platz hat und liest ihren Kindern den 23. Psalm vor, welchen

sie einst an jenem letzten Abend im Vaterhaus ihrer Großmutter vorgelesen hatte. Dieser Psalm ist Lisbeth immer lieber geworden und sie hat nun auch verstehen lernen, was mit dem finstern Thal gemeint ist. Denn sie mußte durch viele und schwere Trübsal gehen und hatte gelernt, sich an den treuen Hirten anzuklammern, dessen Stecken und Stab in jeder Not trösten kann. Wenige Blicke rückwärts geben uns Aufschluß.

Frieder hatte den traurigen Krieg anno 1866 mitmachen müssen, während daheim sein väterliches Erbe in die Hände der Juden und sein Vater ins Gemeindehaus kam, wo er nach wenigen Jahren den Folgen der Trunksucht erlag, ohne daß Frieder ihn und die Heimat wiedergesehen hätte. Frieder wurde schwer verwundet durch einen Schuß in den Oberschenkel, welcher den Knochen zersplitterte. Er litt viele Schmerzen und lag lange Wochen im Spital der Garnisonsstadt, wo Lisbeth ihn so oft als ihr Dienst es erlaubte besuchte, ihm kleine Erquickungen brachte und ihm Trost zusprach; dessen bedurfte er gar sehr. Denn der Arzt hatte ihm gesagt, daß sein krankes Bein etwas kürzer bleiben, er auch seine vorige Kraft schwerlich wieder erlangen würde. So fand er sich halb als Krüppel, während seine gesunden Glieder das einzige Kapital waren, das ihn und — wie er sicher hoffte, — seine liebe Lisbeth einst ernähren sollte. Da sein Fach die Bauschreinerei war, welche mehr Kraft erfordert und der Witterung mehr Trotz zu bieten hat, war ein siecher Körper um so trauriger. Das waren harte Monate, und wenn auch Lisbeth immer den Kranken zu trösten und zu erheitern suchte, so war ihr doch selbst um Trost bange und sie weinte manch' heiße Thräne des Nachts in ihr Kissen. Endlich, endlich kam Frieder so

weit, daß er wieder arbeiten konnte, aber er hinkte und sein Bein war wie ein Wetterglas und selten ohne Schmerzen. Durch Verwendung der Militärbehörde, welche mit seiner Führung während der Dienstzeit sehr zufrieden gewesen war, bekam er Arbeit beim Bau der neuen Kaserne. Als er sich nach Jahresfrist ein kleines Sümmchen zurückgelegt hatte und sein Befinden beim Nahen des Winters gar sehr eines warmen Stübchens und regelmäßiger Kost bedurfte, führte er seine Lisbeth heim. Sie hatte sich eine hübsche Summe erspart und brachte auch ihre Truhe als Hausschatz mit, welche ihr nach der Großmutter Tod trotz Bärbels Einsprache, unverkürzt zu Teil geworden war. Sie hatte aber ihrer Schwester gleich die Hälfte aller Kleider aus der Truhe geschenkt, damit sie auch einen Teil des Segens haben sollte, der, wie Lisbeth fest glaubte, darauf ruhte.

Das junge Paar fing seinen Hausstand sehr bescheiden, ohne jeden Luxus, aber mit großer Freudigkeit an. Denn sie hatten einander sehr lieb und waren bereit, alle Not der Armut, die vielleicht kommen würde, treulich zusammen zu tragen. Daß sie äußerlich nicht viel gute Tage haben würden, lag auf der Hand. Man weiß ja, was auch der bescheidenste Haushalt kostet. Das Ersparte war mit Anschaffen des nötigsten Hausrates, Betten, Einrichtung der Werkstatt, Anschaffung eines kleinen Holzvorrates ꝛc. beinahe aufgegangen. Frieder arbeitete fleißig, aber im Winter kamen Tage, wo sein Bein ihn zu jeder Arbeit unfähig machte und wer von der Hand in den Mund leben muß, fühlt solche Ausfälle des Verdienstes sehr schmerzlich. Lisbeth suchte nebenher mit Waschen und Bügeln feiner Wäsche im Haus auch etwas zu verdienen.

Als aber nach und nach vier Kinderlein kamen, zwei

Knaben und zwei Mädchen, welche Lisbeth sehr reinlich hielt und mit Sorgfalt pflegte, konnte sie selten mehr etwas verdienen. Auch ihrem Mann fehlte es bei der großen Konkurrenz zuweilen an Arbeit, nachdem der Kasernenbau beendigt war und er als Fremder bei andern städtischen Bauten nicht ankommen konnte. Mit der Arbeit im Haus wollte es auch nicht viel werden, obwohl er sehr pünktlich kleine Bestellungen ausführte. Man kannte ihn noch zu wenig in der abgelegenen Vorstadt und in den Mittelpunkt der Stadt zu ziehen, erlaubten die hohen Mietspreise nicht. So gings den guten Leuten recht knapp, da wir sie wiederfinden.

Lisbeths Eltern waren sehr gegen die Heirat mit dem gänzlich verarmten und kränklichen Frieder gewesen, da der Vater im Dorf leicht eine gute Partie für sein schmuckes Mädchen zu finden dachte. Erst als Martin für die beiden bat und Lisbeth feierlich versprach, niemals ihre Eltern mit Klagen oder Bitten zu belästigen, wurde die Einwilligung zu dieser Verbindung ziemlich ungern gegeben.

Martin, der daheim eine Schmiede eingerichtet hatte und sich ganz gut stand, that im Stillen, was er konnte. Wenn geschlachtet wurde, schickte er ein Stück Fleisch und Würste, ein großes Fest für Lisbeths Kinder, welche sonst wenig Fleisch zu sehen bekamen und mit großer Liebe an Onkel Martin hingen. Er hatte den Aeltesten der beiden Knaben über die Taufe gehoben und wenn er alle paar Jahre einmal auf Besuch kam, so war des Jubels kein Ende.

Das letzte Mal vor wenig Wochen hatte Martin mit recht bedrücktem Gemüt die Geschwister verlassen. Denn so sorgfältig es Lisbeth auch zu verbergen gesucht, er hatte doch den Mangel überall durchgefühlt und die fadenscheinigen, vielfach geflickten Kleider der Kinder sagten

allein schon genug. Dennoch hörte er keine Klagen von den Geschwistern und bekam auch auf direkte Fragen ausweichende Antworten.

Um keinen Preis hätten Lisbeth und Frieder gewollt, daß man daheim denken sollte, es ginge ihnen schlecht. Sie thaten, was sie vermochten, um sich mit Ehren durchzubringen und vertrauten im Uebrigen auf Gott.

In dieser Zeit mußte Frieder sich zum ersten Mal entschließen, sein Arbeitsholz auf Borg zu kaufen, natürlich gegen sehr hohe Prozente. Zwar zahlte er den Sommer durch, wo er immer Arbeit hatte, nach und nach den größten Teil der Summe ab. Dennoch sah er mit Sorgen den Herbst kommen und den Winter nahen. Sein Weib erwartete mitten im Winter ihr fünftes Kindlein und er fühlte sich schon seit Wochen recht kümmerlich und arbeitete nur mit größter Anstrengung.

„Du siehst recht elend aus, lieber Mann! ich fürchte du bist krank," sagte Lisbeth besorgt, als sie an einem schönen, sonnigen Sonntagnachmittag im Oktober ein wenig mit den Kindern durch die Felder gingen, um einmal frische Luft zu schöpfen.

„Es ist mir nicht ganz wohl, Lisbeth, aber ich hoffe, es geht bald vorüber," antwortete Frieder mit matter Stimme.

Lisbeth bemerkte mit Schrecken wie totenblaß er aussah und wie sichtlich ihn das Gehen anstrengte und mahnte zur Rückkehr. Die arme Frau sah nichts mehr von der herbstlich bunten Färbung der Wälder, von dem Duft, der so geheimnisvoll über den fernen Bergen lag, vom klaren, blauen Himmel, der sich so hoch und sonnig darüber wölbte, so sehr sie sich sonst an der Schönheit der Natur erfreute. Sie sah nur die müde Gestalt neben

sich und hörte sein schweres Atmen, statt des Gesanges der Lerchen, welche ihre letzten Lieder zum Himmel empor jubelten.

Zu Hause angekommen mußte Frieder sich gleich zu Bett legen und nun brach eine Zeit schwerster Sorgen und Angst für die arme Lisbeth an. Der Arzt erklärte die Krankheit für eine Folge von Ueberanstrengung und schlechter Ernährung und obgleich ärztliche Behandlung und Arzneien für die Mitglieder des Arbeiter=Kranken=Vereins frei waren, so wußte doch Lisbeth oft nicht, woher sie die kräftige Nahrung nehmen sollte, welche der Arzt als das Wichtigste verordnete. Das Fieber entkräftete den Kranken noch mehr und meist war er so schwach, daß er nicht reden konnte, auch nur wie im Traum wahrnahm, was um ihn her vorging. Und es war gut, daß er nicht alles sah und hörte, was in dem einzigen Zimmer, das als Schlaf=, Wohn= und, wenn das Heizen nötig wurde, auch als Kochzimmer dienen mußte, vorging und wie sein Weib oft die halben Nächte mit Nähen beschäftigt saß, um die so nötigen Pfennige zu verdienen. So vergingen viele Wochen. Lisbeth mußte alles nur irgend Entbehrliche verkaufen, um Geld für Brot zu bekommen. Nie hätte sie sich entschließen können, irgendwo um Unter=stützung zu bitten. Ebensowenig vermochte sie's über sich, das Leihhaus zu betreten. Davor hatte sie ein Grauen und trug lieber ihre Sachen, welche sie zu Geld machen mußte, zum Trödler.

Als nichts Entbehrliches mehr zu finden war, mußte sich Lisbeth eines Tages entschließen, den schönen Rosen=kranz des seligen Fräulein von Maßbach, jenes teure Ver=mächtnis ihrer Ahnen zu einem Antiquitätenhändler zu tragen, der ein bedeutendes Geschäft im Mittelpunkte der

Stadt hatte. Sie hatte ihrem Mann, der zwar endlich auf dem Wege der Besserung, aber immer noch bettlägerig war, nichts davon gesagt, weil sie ihn den ganzen Umfang ihrer Not nicht wollte wissen lassen. Wußte sie doch, wie sehr er sich ohnehin schon um sie und die Kinder sorgte und wie seine so begreifliche Niedergeschlagenheit die Genesung aufhielt.

Den Rosenkranz herzugeben kostete Lisbeth, im Andenken an die schwerwiegenden Worte ihrer seligen Großmutter doppelte Ueberwindung. Was würde sie dazu sagen?

„Du weißt, lieber himmlischer Vater, daß ich's nicht aus Leichtsinn thue, daß es mich hart ankommt, ihn herzugeben. Aber Du weißt ja auch meine Not, und daß ich nicht betteln kann," — so redete ihr Herz mit Gott. Am Morgen dieses Tages war eine Mahnung gekommen, den Rest der Holzschuld binnen acht Tagen zu zahlen, wofern nicht der Gerichtsvollzieher einschreiten sollte. Lisbeth hatte in großer Herzensangst ein Brieflein an den reichen Mann geschrieben und in Anbetracht ihrer gegenwärtigen Not um Aufschub gebeten, wußte aber nicht, ob es irgend etwas helfen würde. Als ihr der Gerichtsvollzieher einfiel, beschleunigte sie ihre Schritte.

Es war ihr noch nie ein Weg so sauer geworden! Sie hatte auch noch nie einen Weg heimlich gehen müssen, noch nie vor ihrem Manne etwas verborgen und immer wieder mußte sie sich selbst vorhalten, daß diese Heimlichkeit von Vernunft und Liebe geboten sei. Endlich hatte sie die Thüre erreicht, und trat mit Herzklopfen in das hell erleuchtete, aber zum Glück menschenleere Gewölbe, welches mit altertümlichen Möbeln und Kostbarkeiten aller Art gefüllt war.

Der Eigenthümer kam sogleich und fragte nach Lisbeths

Begehr, während seine prüfenden Blicke ihren ärmlichen Anzug und ganze Erscheinung musterten. Sie fühlte dies peinlich, indem sie aus ihrem Korb das sorgfältig eingewickelte Kleinod hervorholte und es auf den Tisch legend schüchtern fragte, ob er ihr diesen Rosenkranz nicht vielleicht abkaufen wolle? Tief errötend fügte sie hinzu: „Sehr ungern gebe ich dies Familien-Erbstück her, welches über zweihundert Jahre alt ist. Aber die Not zwingt mich dazu. Mein Mann ist seit vielen Wochen krank und kann nichts verdienen."

Der forschende Ausdruck in des Kaufherrn Gesicht hatte einem freundlicheren Platz gemacht; denn die Worte und das offene Gesicht der Frau trugen so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß jedes Mißtrauen schwinden mußte, das sich nur zu leicht einstellt, wenn arme Leute Kostbarkeiten zum Verkaufe anbieten. Er betrachtete den äußerst fein gearbeiteten Rosenkranz aufs Genaueste, während er allerlei Fragen nach den früheren Besitzern an Lisbeth that, welche diese genau beantworten konnte. Dabei erfuhr er auch von der schönen Truhe, die ebenso alt sei, wie der Rosenkranz, und bot Lisbeth sogleich eine große Summe dafür.

„Die ist mir nicht feil, Herr," sagte Lisbeth schnell und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „So lange wir nicht am Verhungern sind, gebe ich diese Truhe nicht her, und davor wird uns ja Gott in Gnaden behüten. Sobald mein Mann wieder arbeiten kann, wird alles besser."

Als der Kaufherr ihre Betrübnis sah, drang er nicht weiter in das arme Weib, sondern zahlte ihr eine so hohe Summe für das seltene Stück, welches er mit großem Wohlgefallen immer wieder betrachtete, daß sie nicht wagte,

es zu nehmen, bis er sagte: „Das ist Ihr Eigentum, gute Frau, nehmen Sie's getrost. Das Stück ist so viel wert unter Brüdern. Und wenn Sie wieder in Verlegenheit kommen sollten, dann denken Sie an die Truhe."

Mitleidig sah er ihr nach, als sie mit heiterem Angesicht und aufrichtigem Dank hinausging, um durch die Dämmerung heimwärts zu eilen, so schnell sie es vermochte.

„Gott sei Dank, daß ich zu einem braven redlichen Mann gekommen bin und nicht zu einem Schacherjuden, der mir kaum die Hälfte des Wertes gezahlt hätte," dachte sie und zitterte vor der Möglichkeit, daß auch ein Tag kommen könnte, wo auch ihre geliebte Truhe denselben Weg wandern müßte. Innig flehte sie Gott um Hilfe an für ihren lieben Mann und für sich, wenn nun bald ihr Stündlein kommen würde.

Der weite Weg hatte sie sehr ermüdet, denn ihre Kräfte waren von vielen Nachtwachen und geringer Kost ganz erschöpft.

„Gott Lob, daß du endlich da bist," rief ihr Frieder entgegen, als sie die Thür öffnete. „Du bist lange aus gewesen! wo warst du?"

Ohne zu reden, setzte sie sich neben das Bett, umdrängt von den Kindern, welche fragten, ob sie nichts mitgebracht habe, und legte all ihr Geld vor dem überraschten Mann auf's Deckbett. Sie konnte es ihm unmöglich verschweigen und Freude würde ihm ja auch nicht schaden.

„Wo hast du das her?" fast ängstlich blickte er sie an.

„Ich habe den Rosenkranz verkauft, Frieder, weil wir so nötig Geld brauchen," sagte sie ruhig.

„Gott segne dich, mein gutes Weib! Das ist dir nicht leicht geworden," sagte er gerührt und drückte innig ihre Hand.

IV. Durch Nacht zum Licht.

Der Winter des Jahres 1879 auf 1880 war ein so strenger, wie sich alte Leute seit fünfzig Jahren keinen ähnlichen erinnern konnten. Ueber einen Monat stand das Thermometer auf 18° R. unter Null und sank sogar bis auf 26° herab. Das war eine harte Prüfung für die Armen und hatte arge Notstände im Gefolge, wie uns Allen noch in lebhafter Erinnerung steht.

Kurz vor Weihnachten, als Frieder wieder außer Bett sein konnte, genas Frau Lisbeth eines kleinen, sehr zarten Töchterleins, das sie mit vielen Thränen begrüßte. Welche Mutter möchte ihr Kindlein nicht warm gebettet und wohl gepflegt wissen, wenn's in diese arme Welt hereinkommt? Dies kleine Wesen aber wurde von großer Not empfangen. Der Erlös vom Rosenkranz war für Holz und die nötigsten Lebensbedürfnisse schon aufgebraucht, ohne daß die Schuld bei jenem reichen Holzhändler vollständig hätte getilgt werden können und zu Neujahr war der letzte Termin festgesetzt, wo die Summe gezahlt werden mußte, welche ohnehin mit Zuschlag der Wucherzinsen, nach Weise der Juden, schon um das Doppelte des reellen Wertes des gekauften Holzes gestiegen war. Aber auch ohne diese Aussicht eine Summe von dreißig Mark auf einmal zahlen zu müssen binnen kurzer Zeit, war die Not groß genug. Seit Wochen schmolzen kaum mehr die Eisblumen an den Fenstern des kalten Parterre-Zimmers, welches der kleine Kochofen nur ungenügend zu durchwärmen vermochte bei solcher Kälte.

Frieder hatte sein letztes Werkholz zu ein paar Särgen verarbeitet, welche er mit Aufwand aller seiner geringen Kraft und des fast zehnjährigen Martins Hilfe gerade

noch zu Stande brachte, ehe Lisbeth sich legen mußte und hätte nun gar keine Arbeit annehmen können, weil er kein Material mehr hatte und ehe jene Schuld bezahlt war, sich auch keins zu verschaffen wußte. Jetzt aber war er Vater und Mutter, Köchin und Krankenpflegerin in einer Person. Denn Lisbeth lag schwer krank, was nach all' den Sorgen und Anstrengungen kein Wunder war, zumal sie sich seit lange Alles am Mund abgespart hatte, um Frieder und die Kinder keine Not leiden zu sehen. Sie wollte, wie früher, am dritten Tage nach des Kindes Geburt das Aufstehen versuchen, aber eine Ohnmacht befiel sie und dann lag sie in großer Schwachheit, beständig zu ihrem HErrn und Hirten um Hilfe rufend, der sie so tief und lange durch's finstre Thal wandern ließ und vielleicht bald von Mann und Kindern wegrufen würde. Ihr Herz redete angelegentlich mit Gott und bat Ihn, ihrem Leben noch etliche Jahre zuzulegen, da die Ihrigen ihrer so sehr bedurften. Dabei schlang sie den Arm fest um ihr Neugeborenes, das so gar mager und blaß neben ihr lag und schaute ängstlich in das kleine Gesichtchen. „Frieder, ich glaube, wir dürfen das Kleine nicht behalten!“ sagte sie traurig, als er eben mit einem Teller selbstbereiteter Suppe an ihr Bett trat. „Ich geb's gern her, Lisbeth! wenn nur du mir erhalten bleibst. Ihm ist wohler bei Gott, aber du mußt noch ein wenig bei mir aushalten in diesem Jammerthal. Ich flehe Tag und Nacht um dein Leben.“ Sie hielt seine magere Hand und bedeckte sie mit Thränen, nur mit einem warmen Händedruck aussprechend, daß sie gern bei ihm bliebe trotz aller Not. Liebreich flößte er ihr die Suppe ein, während Martin das Schwesterchen herumtrug, das bitterlich weinte und auch nicht aufhörte, als sein Vater

ihm etwas Milch zu geben versuchte, da Lisbeth es nicht selbst ernähren konnte. In diesem Augenblick trat der Arzt ein, nach der Wöchnerin zu sehen, weil ihn Frieder darum hatte bitten lassen. „Quälen Sie das Kind nicht mit Nahrung. Es hat innerliche Krämpfe und weint nicht aus Hunger," sagte der Arzt, nach einigen Augenblicken der Betrachtung. Die Mutter seufzte tief und ihre Thränen flossen wieder. Der Arzt untersuchte den Puls, gebot größte Ruhe und verordnete kräftige Brühen, Fleisch und Wein für die Wöchnerin, die er sehr schwach aber nicht gefährlich krank fand. „Schicken Sie Ihren Knaben zu den Gemeinde-Diakonissen, damit eine Schwester für die Nacht herkommt und das Kleine versorgt. Ihre Frau muß schlafen und Sie können nicht allein mit dem Kinde und allen Andern fertig werden. Sorgen Sie, daß es warm im Zimmer bleibt, auch während der Nacht," damit ging er.

Frieder stand unter der Hausthüre und sah ihm nach. Seine Brust hob sich von schweren Atemzügen. „O Gott, Gott, stöhnte er, wo soll ich kräftige Speisen, wo soll ich Feuerung hernehmen? es ist nichts mehr da, nichts! Hilf mir, mein Gott, daß ich nicht murre! Schaffe Du Rat und Hilfe, bald, bald!" Seine Seele kämpfte einen harten Kampf. In seiner öden, eiskalten Werkstatt fiel er auf die Knie nieder und ein Strom von Thränen entquoll seinen Augen. Aus der Tiefe rief er zu Gott.

Die Diakonissin kam. Ihre liebevolle, kundige Pflege und die Erquickungen, welche sie mitbrachte, thaten Mutter und Kind wohl, aber die junge Seele entfloh unaufhaltsam. Die Schwester gab dem Kindlein die Nottaufe und am andern Abend — es war der Christtag — lag die kleine Leiche in einem weißen Hemdchen in ihrem Särglein.

Traurig, mit verweinten Gesichtern standen die Geschwister umher. Keines wagte nach dem heiligen Christ zu fragen, der doch heute hätte ein Bäumchen bringen sollen! Nur das zweijährige Minchen schlich leise an der Mutter Bett und fragte, ob der heilige Christ dem Schwesterchen im Himmel das Lichter=Bäumchen angezündet hätte, weil er für sie keines brächte. „Ja, das hat er, mein Liebling," antwortete Lisbeth mit thränenerstickter Stimme und zog das Kind an ihr tiefbetrübtes Herz.

Als es schon ganz dunkel war, kam eilig die Diakonissin, legte einen kleinen grünen Kranz mit weißen Blüten um die Leiche und nahm alle vier Kinder mit zu einer großen Armenbescheerung, zur freudigsten Ueberraschung der Kinder, wie der dankbaren Eltern. Frieder setzte sich an seines Weibes Bett und nahm ihre heiße Hand in seine beiden Hände. Keines konnte sprechen. Endlich sagte sie: „Frieder, ich habe viel nachgedacht, wie wir uns helfen könnten und nichts finden können, als die Truhe. Es bleibt uns nichts übrig, als sie zu verkaufen und wir wollen's thun, in Gottes Namen. Verhungern und erfrieren können wir nicht." Sie hatte mit fester Stimme gesprochen, aber Frieder wußte, daß es ein furchtbar schwerer Entschluß für sein Weib war, sich von der Truhe zu trennen, weil sie dachte, damit wiche vollends der Segen von ihrem Haus. Auch hafteten so viele liebe Erinnerungen an ihre selige Großmutter und die glückliche Kindheit an dieser Truhe. Dort stand jetzt der kleine Sarg mit dem friedlich schlummernden Kindlein darauf. Frieder blickte lange hin, in tiefe Gedanken verloren, ehe er antwortete: „Lisbeth, ich glaube auch, daß uns keine andere Wahl bleibt. Die Truhe war in aller Not seither und bei allen Schulden, die ich beim Bäcker

und Krämer machen mußte, meine letzte Hoffnung. Ich konnte mich nur nicht entschließen, das erste Wort zu sagen, weil ich weiß, wie lieb dir die Truhe ist. Ich will dir sagen, was ich mir ausgedacht habe — —"

Er vollendete den Satz nicht. Denn in diesem Augenblicke tönte das Geläute aller Glocken feierlich über die Stadt hin. Man läutete das Weihnachtsfest ein und wie viele tausend Herzen antworteten mit Jubel dem Ruf der Glocken. Das Ehepaar in dem niedrigen Stübchen konnte nicht jubeln, aber es war, als läuteten die Festglocken Trost in diese bekümmerten Herzen.

„Er ist auf Erden kommen arm, daß Er unser sich erbarm'," flüsterte Lisbeth. „Frieder, er weiß, wie Armut thut!" Er schwieg und nach einer kleinen Weile schnell aufstehend, sagte er: „Lisbeth, ich will unser Kind unter dem Läuten hinaus auf den Gottesacker in's Leichenhaus tragen. Hier behalten dürfen wir's ja doch nicht."

Sie nickte nur und gab ihm die Hand. „Thue es, lieber Mann! es muß ja sein," sagte sie leise. Er hüllte sich ein, so gut er konnte, denn es war bitter kalt und ging. Zum Glück führte sein Weg nicht durch die hellerleuchteten Straßen, wo die Weihnachtsbäume durch die Fenster strahlten und glückliche Kinder jubelten, sondern nach einer kurzen Strecke durch stille Gassen war er mit seiner Last im Freien. Der klare sternbesäete Himmel wölbte sich so majestätisch über die nächtliche, schneebedeckte Erde und stille war's über den Toten da draußen unter ihren weißen Hügeln, daß eine seltsame feierliche Stimmung über Frieder kam, die ihn emporhob über seinen Jammer, seine Not und Sorge, ohne daß er sich das „Wie" hätte erklären können. Es war die Macht der Ewigkeit, welche auf ihn wirkte und in deren Licht betrachtet, alles

Erdenleid uns für Momente so gering und klein erscheinen kann.

Mit neuem Mut beseelt kam er zurück und fand die Kinder an der Mutter Bett, glückselig ihre kleinen Schätze an Aepfeln, Nüssen und Zuckerstückchen auskramend. Auch einige sehr willkommene, warme Kleidungsstücke und ein Püppchen für Minchen hatte der heilige Christ gebracht. Sie wurden nicht müde von dem herrlichen großen Lichterbaum zu erzählen und den schönen Liedern, welche man gesungen hatte, bis der Schlaf ihnen die Augen schloß. Wie dankbar war Lisbeth für diese so ganz unverhoffte Weihnachtsfreude, die ihren Kindern bescheert worden war. Und das Kleinste, welches sie so gerne, ach so gerne an ihrem Mutterherzen festgehalten hätte, durfte mit den Engeln Christnacht feiern, — sie wollte es ihm gönnen.

„Ich will dir noch sagen, was ich mir ausgedacht habe," begann Frieder, als die Kinder schliefen. „Ich will mir deine Truhe ganz genau abzeichnen, Alles ausmessen und dir wieder eine ebensolche machen, sobald es mir möglich ist."

„Du bist ein guter Mann."

„Und dann wollen wir doch auch die geheimen Fächer nochmal genau untersuchen," unterbrach er sie, „ob sich nicht noch irgend ein Kleinod findet."

„O nein, Frieder, daran ist nicht zu denken. Die Truhe ist in den zweihundert Jahren schon in so vielen Händen gewesen! Da wird nichts mehr zu entdecken sein."

„Du magst Recht haben; aber nachsehen will ich doch. Vielleicht entdeckt ein gelernter Schreiner mehr, als andere Leute. Ich thu's gleich, Lisbeth! es wird keine Sünde sein in der heiligen Nacht. Schlafen könnte ich doch

nicht, weil ich immer meine Schulden zusammenzählen muß," setzte er halblaut hinzu. „Ach, und morgen wollen wieder alle essen und ist nicht's im Haus! Niemand will mehr borgen." Wie im Selbstgespräch hatte er diese Worte leise gesprochen, während er sich anschickte, den Inhalt der Truhe auszupacken. Sie enthielt nur das Notwendigste von Kleidungsstücken und war bald leer. In dem kleinen Kasten auf der linken Seite lag noch zusammengerollt Ursulas rotseidenes Tüchlein, als der Deckel aufsprang. Lisbeth hatte es nur jedesmal bei der Taufe ihrer Kinder herausgenommen und auf das kleine Gesichtchen gedeckt, wenn der Täufling zur Kirche getragen wurde. Sie hatte sich jetzt im Bett aufgerichtet, obwohl die weißen Eisblumen schon wieder an den Fenstern glitzerten und es kalt im Zimmer wurde.

„Bleib' liegen, Lisbeth! und decke dich gut zu! ich rücke die Truhe an dein Bett, dann kannst du genau zusehen."

„Daß nur die Kinder nicht aufwachen, wenn's so rumpelt," bemerkte sie, indem sie sich mit einem dankbaren Blick auf ihren Mann wieder hinlegte.

„Das rumpelt nicht, das klirrt ja," sagte Frieder, eifrig horchend, während er die schwere Truhe über die holperigen Dielen an's Bett hinüber schob. „Seltsam!"

„Ich meine, es rappelt nur, Frieder, wie alles alte Holzgerät, wenn's durch die Länge der Zeit nicht mehr ganz fest in den Fugen sitzt. Das werden die kleinen Kästen sein! Hast du das geheime Fach auch aufgemacht, worin früher der Rosenkranz lag?"

Er drückte auf die Feder und zog das Kästchen heraus. Ein wenig Watte lag darin, sonst nichts. Frieder klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers auf das Brett unter

jenem schmalen Kasten, nachdem Alles herausgenommen war. „Es klingt hohl, Lisbeth! das kann noch nicht der Boden sein.“

„Es ist ganz sicher der Boden, lieber Mann, und klingt hohl, weil die Truhe kleine Füße hat und nicht fest auf dem Stubenboden aufsteht.“

Unbeirrt durch diese Worte setzte Frieder seine Untersuchung fort. Er schloß die Kiste und drehte sie langsam um, so daß der Deckel nach unten zu liegen kam. Dabei ließ sich wieder ein Geräusch vernehmen, wie wenn etwas rutscht, obgleich Alles, was rutschen konnte, herausgenommen war und Frieder sich außerdem überzeugt hatte, daß Alles ganz fest gefugt war und keinerlei Geräusch verursachen konnte.

„Hörst du's?“ fragte er, indem er die Truhe langsam an einem Ende aufhob und wieder niederstellte.

Lisbeth hielt den Atem an und faltete die Hände. „Ja, ich höre es auch,“ flüsterte sie, „was kann es sein?“— „Die Kiste hat einen doppelten Boden,“ sagte er sehr bestimmt und darin befindet sich irgend Etwas, mag's nun sein, was es will.“ Er betrachtete, beklopfte und behorchte das alte Erbstück auf das Sorgfältigste von allen Seiten, innen und außen. Endlich entdeckte er eine ganz geheime Feder innerhalb des kleinen Kastens, der durch die Breite der Truhe lief. Durch einen Druck auf dieselbe sprang der Boden dieses kleinen Kastens auf, wie ein Deckel und zeigte, daß zwischen dem scheinbaren Boden der Truhe und dem wirklichen ein Zwischenraum war, etwa einen Zentimeter hoch. „Da haben wir den doppelten Boden,“ rief Frieder, indem er sich aus seiner knieenden Stellung erhob. „Nun gib Acht!“ damit hob er die Truhe auf der rechten Seite hoch empor, um sie langsam wieder niederzustellen.

Lisbeth hatte sich aufgerichtet und blickte in atemloser Spannung nach dem kleinen Kasten, aus welchem Frieder jetzt ein weißes Tüchlein von feinem Leinen zog, dem eine ganze Menge roter Goldgulden nachrollte. Frieder starrte sprachlos den Schatz an, während sein Weib die Hände vor's Gesicht legte und heftig weinte. Die vielen starken Gemütseindrücke der letzten Zeit hatten ihr Nervensystem so erschüttert, daß sie auch für die plötzliche Freude nur Thränen fand. Ihrem Manne standen auch helle Thränen in den Augen, als er seinen Arm um ihre Schultern legend tief bewegt sagte: „Nun ist uns geholfen, Lisbeth, und du kannst deine liebe Truhe behalten. Laß uns Gott danken.“ Sie war unfähig zu sprechen. Er legte sie sanft auf das Kissen nieder und deckte sie warm zu. Dann zündete er mit dem wenigen Holz und Kohlen, welche für den andern Morgen aufgespart worden waren, ein lustiges Feuer an, in dem köstlichen Bewußtsein, daß er am folgenden Tag neues kaufen konnte und sein armes Weib, wie seine Kindlein nicht mehr zu frieren brauchten.

„Bitte, lieber Mann, lies mir den 23. Psalm vor,“ bat Lisbeth kaum hörbar, als er zu ihr zurückkam. Er that es und sie hörte mit geschlossenen Augen und einem Ausdruck der Freude auf ihrem blassen Gesichte zu, so daß vor tiefer Bewegung seine Stimme zitterte. „Amen,“ sagte sie leise, als er geendet. „O Frieder, Gott ist sehr barmherzig, mein Herz ist so voll!“

„Heute darfst du kein Wort mehr reden, liebes Weib! Liege ganz still und schlafe. Sonst wirst du wieder kränker.“ „Die Freude macht nicht krank, Frieder,“ erwiderte sie mit strahlenden Augen. „Aber ich will dir folgen; denn ich bin sehr müde. Wer hätte an eine solche Christbescheerung gedacht!“ — Wie ein glückliches Kind

an der Mutterbrust legte sie sich auf die Seite und bald verrieten ihre tiefen Atemzüge, daß sie fest schlafe, während ihr Mann noch damit beschäftigt war, den Schatz aus seinem künstlichen Versteck hervorzuholen und in die kleine Lade zu legen, welche einst den Rosenkranz geborgen hatte. Er zählte mehr als zweihundert Goldgulden und Dukaten und die hellen Thränen des Dankes und der Freude, deren er sich nicht zu schämen brauchte, liefen dabei über die abgehärmten Wangen herunter.

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen,“ sang der Männerchor um Mitternacht vom hohen Dom herunter über die stille Stadt hin, als Weckruf zur Weihnachtsfreude und dann bliesen die Posaunen den Choral: „Lobt Gott ihr Christen alle gleich in Seinem höchsten Thron.“ Manches Fenster öffnete sich noch, um dem Lobgesang zu lauschen und durch manche Seele zog ein inniges Dankgebet zu Dem, der in unbegreiflicher Liebe unser Fleisch an sich genommen hat, um uns zu erlösen. Am heißesten stieg wohl in jener Stunde der Dank zum Himmel empor aus dem kleinen Häuschen der Vorstadt, aus dem Herzen des Mannes, der mit fest gefalteten Händen neben seines schlafenden Weibes Bett saß und fast vergessen hatte, daß auch er des Schlafes bedürfe.

VII. Er schenket mir voll ein.

Nach dem harten Winter kam der Frühling um so herrlicher in's Land gezogen. Alles sproßte, blühte und duftete und die Menschen regten ihre fleißigen Hände in fröhlicher Lust nach der langen, gezwungenen Ruhe des Winters. Die Kinder liefen jauchzend umher, sammelten

Löwenzahn und machten von den hohlen Stielen lange Ketten, womit sie sich schmückten. Andere banden Kränze von Gänseblümchen und Veilchen, die sie an den Hecken gesucht hatten und den ganzen Tag erklangen die fröhlichen Stimmen auf der breiten Dorfgasse, bis die Dämmerung einbrach. — In einem kleinen Hausgärtchen war Lisbeth eifrig mit hacken und pflanzen beschäftigt. Ihre Wangen blühten wie in alter Zeit und zuweilen machte sie eine kleine Pause, um durch's offene Fenster der Werkstatt, durch welches das Geräusch des Hobels und der Säge drang, ihrem Mann etwas zuzurufen. Zur Seite lagen große Stöße schönsten Werkholzes luftig geschichtet und der Fliederbusch in der Ecke des kleinen Gartens streckte seine blühenden Zweige zum Teil über das nagelneu gedeckte Dach des frischgetünchten Hauses. In der Schmiede nebenan hörte man zwischen den wuchtigen Schlägen des Hammers eine kräftige Männerstimme die Melodie eines Volksliedes singen und dazwischen einen Juchzer thun.

Martin Treiber war überglücklich, daß er seinen Frieder wieder zum Nachbarn hatte. Seit vier Wochen war Frieder mit Weib und Kindern in die alte geliebte Heimat gezogen, hatte sein Vaterhaus wieder gekauft und neu herrichten lassen, seine Schreinerei wieder angefangen und fühlte sich, wie seine Lisbeth unbeschreiblich glücklich in den altgewohnten ländlichen Verhältnissen, nach der langen Notzeit, in der großen Stadt, welche beiden wie eine harte Gefangenschaft schien. Die köstliche Wald- und Landluft der Heimat that ihrer Gesundheit sehr wohl und kräftigte sie sichtlich. Die Kinder tummelten sich glückselig, wie freigelassene Vögel, den ganzen Tag umher, brachten immer neue Entdeckungen von ihren Streifzügen in Wiesen und Feld heim und fanden in den Kindern

Onkel Martins willkommene Spielgenossen. Auch bei der Großmutter, die seit ihres Mannes Tod das Altenstübchen bewohnte, von dessen Fenster man den Blick auf das pappelumkränzte Herrenhaus hinüber hatte, waren die Enkelkinder gern gesehene Gäste.

Der Schreinersfrieder aber und sein Weib, welche auf so wunderbare Weise aus tiefer Not gerettet waren, wurden nicht nur der Gegenstand hohen Interesses, sondern auch allgemeinster Achtung für's ganze Dorf. Unermüdlich fleißig und sparsam, friedfertig und hilfreich gegen Arme und Elende, bethätigten sie ihre Dankbarkeit gegen Gott durch gottesfürchtigen Wandel und ihr gutes Beispiel wurde Vielen zum Segen.

Die Truhe aber wird in hohen Ehren gehalten und von den Kindern wie eine Art Heiligtum betrachtet, dessen Geschichte sie immer wieder erzählt haben wollen.

Ueber Frieders Hausthüre aber steht, nach Sitte dortiger Gegend der Spruch in Stein gemeißelt:

„Der HErr ist mein Hirte.
Mir wird nichts mangeln."
(Ps. 23, 1.)

Rezensionen
über Schriften
aus dem
Verlag von Richard Preyß in Augsburg.

Nauheim, J. M., Katharina. Ein Erzählung aus Schwaben. M. 1. —.

„Die eine Erkenntnis geht allmählich den positiv Gesinnten auf, daß sie nicht solche Zeitungen durch ihr Abonnement unterstützen dürfen, welche in verdeckter oder offener Feindschaft gegen das Christentum zu Felde ziehen. Die Bedeutung der Presse sieht man ein. Ob aber auch die wohl gleichwertige Bedeutung des Buchhandels? Ahnt man den ungeheuren Schaden, den eine einzige im Geist des Materialismus geleitete Buchhandlung stiften kann? Erkennt man die moralische Verpflichtung, Buchhandlungen zu unterstützen, welche nach christlichen Grundsätzen arbeiten? Wahrlich solche Häuser, die dem Unglauben und der Sittenlosigkeit in der Litteratur entgegenzutreten den Mut und die Opferwilligkeit haben, verdienen nicht durch die Lauheit des Publikums geschädigt, sondern durch rege Beteiligung in ihren Zielen gefördert zu werden. Macht es, ihr christlich Denkenden, euch zur Aufgabe, zur Stärkung eines gutgeleiteten Buchhandels das Eurige beizutragen.

Da liegt uns heute eine neue Erzählung aus dem Verlag von Richard Preyß in Augsburg vor, welcher wir viel Glück auf den Weg und viele offene Thüren wünschen. „Katharina, eine Erzählung aus Schwaben", — so heißt das Buch; Preis nur 1 M. Der Verfasser hätte nicht Not sich hinter den Schriftsteller-Namen „J. M. Nauheim" zu verbergen, wer ein solches Volksbuch schreiben kann, darf sich ungeniert sehen lassen. Der Gang der Erzählung ist so spannend, die Schilderungen so naturfrisch, der Inhalt so wahr, daß der Rezensent über dem Lesen das Rezensieren ganz vergessen und nur mit Genuß gelesen hat; und wenn ihm das bei einem Buch passiert, so zieht er am Schlusse die Register der Empfehlung. Leset es auch — sagt er dann zu den Seinigen im Hause. Leset es auch — rät er hiemit den Freunden der Land-Post; es wird Niemand anders als befriedigt das Buch weglegen. Zur Verbreitung in Volksbibliotheken und unter der Jugend eignet es sich besonders."

„Süddeutsche Land-Post." 1882. Nr. 70.

„Eine ansprechende Erzählung in populärer Form, die in den Kreisen der Dienenden recht viele aufmerksame Leser finden möge. Katharina, ein Waisenmädchen, erntet den Segen Gottes und erfährt die Wahrheit des Wortes: bleibe fromm und halte dich recht, solchen wird es zuletzt wohlgehen!"

„Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland." 1882. November.

„Eine anmutige schwäbische Erzählung, welche sich für den Weihnachtstisch gebildeter junger Mädchen ganz vortrefflich eignet."

„Patriotische Zeitung." 1882. Nr. 47.

„Eine richtige Dorfgeschichte, wie sie sein soll. Die Geschichte spielt in Schwaben, und wir lernen da diese ganz besonders gut konservierten schwäbischen Volkssitten und Gewohnheiten gründlich kennen. Alles ist natürlich erzählt, hat bei allem Humor eine tiefernste Unterlage und kann als ein vorzügliches Buch für Volksbibliotheken bestens empfohlen werden."

„Zeitung für Hinterpommern." 1883. Nr. 188.

„In anspruchslosem Gewande bietet sich uns hier eine Dorfgeschichte dar, wie sie sein soll. Der pseudonyme Verfasser, der unter der protestantischen Geistlichkeit Bayerns zu suchen ist, führt uns keine Salonmenschen im bäurischen Gewande vor, sondern wirkliche, echte und rechte Landleute mit all ihren Vorzügen und Fehlern; er verzichtet auch darauf, seinem Bilde einen weltgeschichtlichen Hintergrund zu geben. In engem Rahmen, in kleinem Kreise spielt sich die Handlung ab und doch fühlt man sich gleich bei den ersten Seiten so angeregt und für den Lebensgang der Heldin, einer armen gottesfürchtigen Dienstmagd, so interessiert, daß man das Büchlein gar nicht wieder aus der Hand legen möchte. Treffliche, aus dem wirklichen Leben herausgegriffene Schilderungen, ein Ton inniger Frömmigkeit, der das Ganze durchzieht, gefällige Ausdrucksweise lassen die Schrift besonders für Volksbibliotheken, wie sie ja jetzt auch bei uns angeregt worden sind, der wärmsten Empfehlung würdig erscheinen."

„Beilage zu den Mecklenburgischen Anzeigen." 1883. Nr. 278.

„Der anonyme Verfasser, ein bayerischer Pfarrer, bietet uns hier eine e c h t e Volksgeschichte mit charaktervollen Gestalten aus dem Schwabenvolke, dessen Art und Sitten er gründlich studiert hat. Katharina, die Heldin, ist eine Magd, wie es leider wenige gibt und die Vielen zum gesegneten Vorbild werden kann. Diese Erzählung kann für Volksbibliotheken nicht warm genug empfohlen werden."

„Kirchlicher Anzeiger für die evangelisch-lutherischen Gemeinden des Konsistorialbezirks Frankfurt a/M. 1884. Nr. 9.

„Diese mit vielem Humor, aber durchaus in christlichem Sinne geschriebene württembergische Dorfgeschichte beginnt mit der erfolgreichen Wirksamkeit eines Lehrers, schildert dann eine echte Müllersfrau voll Mutterwitz und verweilt darnach bei dem Ergehen eines guterzogenen vaterlosen Mädchens. Erst begleitet es einen Dienst bei der braven Frau eines rohen, abergläubischen Wirtes, dann bei einer biederen Witwe in Ulm, wo sie allerlei Lockungen widersteht, endlich in einem Pfarrhaus und bekommt dann einen wackeren Mann. Mit der Beschreibung der Hochzeit, dem Ruhme amerikanischer Sonntagsheiligung und anderen nützlichen Unterhaltungen endigt das Buch, das sich recht passend zu Geschenken an Dienstboten eignet und für Volksbibliotheken eine gute Bereicherung ist."

„Litterarischer Wegweiser fürs evangelische Pfarrhaus."
II. Jahrgang. Nr. 2.

Heideblumen. Erzählung aus der Jugendzeit einer Großmutter. Herausgegeben von G. v. R.=T. M. 1. 80.

„Ebenso gediegen und wertvoll und nicht weniger als „Katharina" geeignet, in Volks- und Schulbibliotheken eingeführt zu werden."

„Zeitung für Hinterpommern." 1883. Nr. 188.

„Aus dem Verlage von Richard Preyß in Augsburg liegt uns ein kleines Bändchen vor mit dem Titel: „Heideblumen, Erzählung aus der Jugendzeit einer Großmutter", herausgegeben von G. v. R.=T. Es sind die Tagebuchaufzeichnungen, welche eine fromme würdige Matrone ihrer Enkelin mitteilt. Sie sind in dem Pfarrhause niedergeschrieben, in welchem die alte Dame ihre Jugend verlebte und enthalten, ohne pietistisch zu sein, viele beherzigenswerte Lebensregeln, die Früchte einer durch fromme Erziehung geläuterten Lebensanschauung, die in der inneren Einkehr und Genügsamkeit wahre Zufriedenheit sucht und findet. Das Büchlein dürfte sich als eindrückliche und fesselnde Lektüre für die weibliche Jugend sehr empfehlen."

„Deutscher Reichs=Anzeiger und Königl. Preuß.
Staats=Anzeiger." 1883. Nr. 149.

„Referent entsinnt sich, vor einiger Zeit eine „Heideblume" (im Singular) gelesen zu haben, zur nämlichen Klasse der christlichen Familiennovellen gehörig, wie das vorliegende, in Stammbuchform gehaltene autobiographische Idealbild. Jene eine Haideblume duftete verhältnismäßig zwar stärker; aber feiner, naturfrischer und lieblicher finden wir den Duft der gegenwärtigen vielen. Das inmitten der Blümlein emporragende Zeichen des Kreuzes glänzt gar hell weithin in die Lande und ladet ein, sich um es zu sammeln und die Kniee zu beugen im

Namen dessen, der es geweihet zum Träger des Heils für alle bußfertigen heilsbegierigen Seelen."

„Evangelische Kirchen-Zeitung", herausgegeben von Prof. D. Zöckler. 1883. Nr. 31.

„Ein duftiges Sträußchen, im Garten Gottes gepflückt, anspruchslos und gerade darum überaus ansprechend. Es enthält in lebendig wechselvoller Darstellungsweise — Erzählung, Brief, Tagebuch — die Jugendschicksale einer frommen Matrone, welche durch mannichfache Unruhe hindurch ihre Ruhe bei Gott findet, zugleich eine liebliche Schilderung christlichen Familienlebens. Das religiöse Element tritt ohne jede Tendenz und Aufdringlichkeit, wie so oft in sogenannten religiösen Romanen, mit einem wohlthuenden Hauche des Friedens hervor. Eine besonders erquickende Zugabe sind die in den Text verwebten Verse alter, herrlicher Kernlieder der Kirche. Namentlich der weiblichen Jugend sei das Büchlein warm empfohlen."

„Beilage zu der Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung." 1883. Nr. 288.

„In der That keine geschmückten Pflanzen des Prachtgartens, noch weniger künstlich gezüchtete Treibhauserzeugnisse, sondern anspruchslos und eben als solche anmutende Heideblumen. Was aus einem jungen, edel angelegten, aber in Weltart natürlichen Mädchenherzen werden kann, welches ein offenes Ohr für die Sprache der Führungen unseres Gottes gewinnt und behält, wird uns gar lieblich gezeigt."

„Theologischer Litteratur-Bericht." 1883. Nr. 12.

Lang, Hermann. **Im Akkord.** Eine Erzählung. M. —. 50.

„Der Titel läßt sicherlich nicht vermuten, was der Inhalt des Büchleins sei; er gibt, wie es so häufig geschieht, auch nicht den Hauptzug des Inhalts an, möchte aber gerade wegen seines rätselhaften Aussehens manchen zum Lesen verleiten. Und wenn wir auch in dem Büchlein es nicht mit einer hervorragenden Leistung zu thun haben, so ist es doch eine ganz annehmbare Lektüre, in deren engem Rahmen gezeichnet ist, wie wunderlich Gottes Führungen oft sind. Der Kanzleirat Berzelius, ein reicher alter Junggeselle und sein guter Genius, der Tagelöhner Wanner sind gut geschildert. Die Strafgefangene Ernestine läßt einen Blick hinein thun in die Gefahren, in die übelberatene junge Leute sich stürzen können in die Kämpfe, in denen sie oft unterliegen, in den Einfluß christlicher Familien und endlich werden uns durch den Zuchthaus-Geistlichen Arnold und seine Gesinnungsgenossen die Aufgaben und Ziele näher gerückt, die Vereinen zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene obliegen."

„Monatliches Litteratur-Blatt für Pastoren, Lehrer und das christliche Volk." Reading, Pa. November 1883.

„Eine Erzählung von christlich-ernstem Charakter, schlicht und doch spannend gehalten, in ihrer Komposition mit gesundem Humor gewürzt, ohne irgend welches ungesund manierierte, effekthascherische Wesen. Wer ein echtes Volksbüchlein lesen und als Saatkorn zur Verbreitung christlichen Sinnes und christlicher Sitte verwerten will, der greife zu diesem Schriftchen."

„Evangelische Kirchen-Zeitung," herausgegeben von Prof. D. Zöckler. 1883. Nr. 19.

„Ein Buch aus dem Volke und für das Volk. Schlicht und einfach, in volkstümlicher Sprache und dabei durchaus nicht in einschläfernder Langweiligkeit wird uns hier auf 57 Seiten und in 5 kurzen Kapiteln die Gesinnung und Thätigkeit eines kleinen Kreises „guter Christen und Staatsbürger" geschildert, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, mit edler Nächstenliebe gefallenen Mitmenschen, namentlich entlassenen Strafgefangenen, die rettende Hand zu neuem, geordnetem Leben zu bieten. Die handelnden Personen sind solche, wie sie uns alle Tage im Leben entgegentreten. Dem Schriftchen ist besonders da Eingang zu wünschen, wo man sonst um bessere Litteratur sich nicht viel kümmert. Wegen der frischen, gesunden Kost, die es bietet, dürfte Verbreitung des Werkchens in Arbeiterkreisen sehr zu empfehlen sein, denn gerade Arbeiter finden einen ihres Standes aufs würdigste vertreten, einen simplen Holzspalter, aber „reeller Christenmensch" mit klarem Kopfe, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und vielen als gutes, nachahmenswertes Beispiel dienen kann."

„Zeitung für Hinterpommern." 1883. Nr. 143.

„Das Buch ist Volksbibliotheken recht sehr zu empfehlen. Ein Holzhacker vom Schlage der Glaubrechtschen Stillen im Lande, ein weltlich gesinnter, aber fürs Reich Gottes gewonnener Kanzleirat, eine gerettete Mädchenseele, ein gerichteter schlechter Schreiber bilden die Hauptpersonen der Erzählung, die frisch und unterhaltend geschrieben ist."

„Hannoversche Schulzeitung." 1883. Nr. 39.

„Eine liebliche, die Gefängnis- und Magdalenenfrage in wohlgelungener, anregender Weise behandelnde Erzählung."

„Der Kranken-Freund." 1883. Nr. 4.

„Immer stärker rekrutiert sich die Schaar der schwäbischen Volkserzähler aus den Reihen der evangelischen Geistlichen, welchen die Gabe ansprechender Erzählung Gelegenheit bietet, auf die zahlreiche Gemeinde eifriger Geschichtenleser in christlich-philanthropinem Geiste einzuwirken, insbesondere an der Lösung der sozialen Fragen sich in würdiger und wirksamer Sprache zu beteiligen. Mit Glück führt sich der Verfasser vorstehender Erzählung in ihre Reihen ein: seine rasch und lebendig verlaufende Geschichte ist im Grunde nur die anmutige Einkleidung

für die Apologie des in der Arbeit an den entlassenen Strafgefangenen sich bethätigenden christlichen Sinnes, ein Appell an Alle, die nicht in Selbstsucht erstorben sind, bei der Gründung eines Rettungshauses mit Hand anzulegen. Der Kanzleirat und sein Taglöhner — zwei höchst charakteristische Gestalten aus dem wirklichen Leben — schließen ihren Akkord lediglich zur Förderung dieses Zweckes und nachdem durch die Verwicklung der Umstände sich Alles günstig gestaltet hat, sind Haus, Hauseltern und Verwaltungsrat zu der Anstalt gefunden, in welche Ernestine das Opfer mehr fremder, als eigener Sünde, als eine Pflegbefohlene mit Freuden einzieht. — Die vom Herzen zum Herzen sprechende Erzählung verdient an sich wie um ihrer edlen Tendenz willen weiteste Verbreitung."

„Staats-Anzeiger für Württemberg." 1883 Nr. 140.

„Wer gerne wenig aber Gutes liest, der probiere es einmal und wähle unter der Flut von Erzählungen für's Volk, die fortwährend erscheinen, die Erzählung von Hermann Lang „Im Akkord" heraus. Er wird sich sagen: Das ist eine aus dem Leben gegriffene Geschichte, mit Wärme vorgetragen und darum packend. Die Personen sind so trefflich gezeichnet, daß man meint, man könnte vielleicht diese „Ernestine" oder diesen „Herrn Berzelius" auf der Straße antreffen. Nebenbei wird auch ein in Bezug auf guten Druck, gutes Papier und billigen Preis anspruchsvoller Leser an dem Schriftchen nichts auszusetzen finden. Dafür hat die Verlagsbuchhandlung bestens gesorgt."

„Neue Augsburger Zeitung." 1883. Nr. 94.

„Eine kleine, aber recht nett durchgeführte Erzählung, der es nicht an gelungenen Charakterschilderungen und Situationsbildern fehlt, haben wir in der Lang'schen Erzählung erkannt. Der Verfasser besitzt die, guten Erzählern eigene Gabe, seinen Stoff kunstgerecht aufzubauen und durchzuführen, dabei ist seinem Stil eine große Frische nicht abzusprechen, so daß sich das bescheidene Werkchen, mit dem man sich eine Stunde recht angenehm verkürzen kann, nur warm empfehlen läßt. Männer mit dieser glücklichen Anlage, wie der Verfasser, sollten sich an größere Stoffe wagen."

„Zeitung für Litteratur, Kunst und Wissenschaft." Beilage zum Hamburgischen Korrespondenten. 1883. Nr. 6.

„Unser engeres und weiteres Vaterland zählt neuerdings eine stattliche Reihe von evangelischen Geistlichen, welche auf dem Gebiete der Erzählung den christlichen Ideen Eingang und Verbreitung zu schaffen wissen. Der Verfasser vorstehender Erzählung, ein württembergischer Geistlicher, hat gleichfalls ein spezifisch-christliches Sujet, und zwar das der Fürsorge für entlassene Strafgefangene, also ein Thema von bedeutender sozialer

Tragweite zur Bearbeitung gewählt und es verstanden, durch charaktervolle Figuren, lebhaften Dialog, knappe Form und lebendige Schilderung den Leser für seinen warm empfundenen Gegenstand zu erwärmen, ja den einen oder andern zu thatkräftiger Unterstützung eines derartigen Werkes der Barmherzigkeit anzuregen. — Ein alter Kanzleirat, ein wackerer Charakter, aber seltsamer Kauz, hat sich eine kleine Villa auf dem Lande erworben, seine Kapitalien zurückgezogen und will nun in selbstsüchtig abgeschlossener Eigenbrödelei sein Leben dort beschließen, fern von den Menschen, an die er den Glauben verloren hat. Da wird er durch das Beispiel christlicher Tugenden, welches ihm sein trefflicher Taglöhner und dessen musterhafte Frau, namentlich durch die Bekehrung eines Mädchens geben, das durch die Liebe zu einem heuchlerischen Schurken zum Verbrechen verleitet worden war, sowie durch ein Ereignis, das ihn um sein Vermögen zu bringen droht, und durch den wackeren Geistlichen auf bessere Gesinnungen gebracht. Das Ergebnis der spannenden Geschichte ist die Gründung einer Rettungsanstalt auf der Villa des neuen Vereinsmitgliedes, wofür geeignete Hauseltern, besserungsfähige Insassen und energisches Komite bereits vorhanden sind."

„Neues Tagblatt." Stuttgart. 1883. Nr. 120.

„Eine recht ansprechende christliche Erzählung von einem aus dem Gefängnis entlassenen Mädchen, das einen begangenen Diebstahl nicht bekennen will, um nicht den geliebten Mitschuldigen zu verraten, aber auf neuem Sündenweg zur Erkenntnis kommt, das Verhältnis mit dem Unwürdigen auflöst und selber glücklich zum Wohl entlassener Sträflinge beiträgt. Zwischendurch zieht sich die Geschichte eines reichen Faullenzers, den ein frommer Taglöhner durch den guten Rat des Gehens, Knieens und Holzspaltens kuriert."

„Litterarischer Wegweiser fürs evangelische Pfarrhaus."
II. Jahrgang. Nr. 2.

Porret, J. Alfred, Pastor zu Lausanne. **Ein Wunder im Neunzehnten Jahrhundert.** Ein Vortrag gehalten in Genf, Lausanne und Neuchâtel. Autorisierte Uebersetzung. M. —. 50.

„Eine sehr empfehlenswerte Zusammenstellung dessen, was die Mission auf den Sandwich-Inseln und besonders der größten darunter, Hawai, vorgefunden und was sie dort ausgerichtet hat. Die Schnelligkeit, mit welcher die Sandwich-Mission nach der Saat die Ernte sehen durfte, und die Früchte, die das Christentum unter den Insulanern gebracht hat, sind so erstaunlich, daß der Titel des Vortrags gerechtfertigt ist. Freunde wie Feinde

mögen die Broschüre zur Hand nehmen, um in der Missionsliebe bestärkt oder mit derselben entzündet zu werden."

„Süddeutsche Landpost." 1883. Nr. 78.

„Das Köstliche, also das Empfehlenswerte dieses Schriftchens liegt in den Worten: „Ein Wunder". Das Wunder Gottes, wie es sich in der Missionsarbeit zur Rettung des Menschengeschlechts offenbart, wird uns darin in einer so ansprechenden Weise nahegelegt, daß sich jeder Leser dadurch in diese Arbeit hineingezogen fühlen wird. „Das Missionswerk kann nicht in seiner ganzen Ausdehnung von Jedermann überblickt werden." Sehr wahr! Um dasselbe aber in seinem zeitlichen und ewigen Wert für Haus, Gemeinde und das ganze Land recht zu erkennen, läßt uns der Verfasser einen Blick in den Zustand der Sandwichsinseln thun 1. zu der Zeit, als die christlichen Missionare dort landeten, 2. zur jetzigen Zeit. Das Schriftchen sei allen lieben Lesern warm empfohlen!"

„Der Wächter unterm Kreuz." 1883. Nr. 29.

„Das Wunder, welches der Porret'sche Vortrag behandelt, besteht zwar nur in einem Stück Missionsgeschichte — der Christianisierung der Sandwichinseln — ist aber nichts destoweniger ein wirkliches Wunder für Den, der offene Augen und Ohren hat. Vertraut mit der Geschichte und Arbeit der Mission, dieser großartigsten Apologie des Christentums in unserem Jahrhundert, hebt der Verfasser mit glücklichem Takt gerade die Evangelisation der Sandwichinseln aus dem reichen Material heraus und weist im Tone warmer Ueberzeugung und an der Hand der unleugbaren, geschichtlichen Thatsachen den umgestaltenden, sittigenden Einfluß des Christentums auf die rohen Naturvölker nach. Schlagender kann die Kraft des Evangeliums kaum zur Darstellung kommen als durch diese völlige Umwandlung der religiösen, politischen und sozialen Verhältnisse der Hawai-Inseln, wie sie die christliche Mission daselbst herbeiführte und wenn der Verfasser unter dem Eindrucke dieses Wunders zum begeisterten Lobredner des evangelischen Christentums wird, so begreifen wir das nicht nur, sondern freuen uns dessen und wünschen dem lesenswerten Schriftchen eine recht weite Verbreitung."

„Deutsche Reichspost." 1883. Nr. 191.

„Lieber Leser, du bekommst doch hoffentlich keinen Schreck, wenn du obigen Titel liest? Sollte es so sein, dann kann ich dir nur doppelt dringend raten, das Büchlein durchzulesen: Du wirst dann sicherlich lernen, dich deines Schreckens so recht von Herzen zu schämen und einzugestehen, daß wirklich auch in unserer Zeit noch köstliche Wunder geschehen. Man muß nur offene Augen haben, sie zu sehen, und offene Herzen, sie zu be-

greifen! Das Büchlein schildert nämlich in frischer, aber nirgends überschwänglicher Sprache auf Grund sorgfältig ermittelter Thatsachen die Umwandlung, welche im Laufe von 50 Jahren durch das Christentum mit den Sandwichs-Inseln und ihren Bewohnern vorgegangen ist. Die Kalwer Bildertafeln zur Länder- und Völkerkunde zeigen auf Tafel 53 die Schlangenbeschwörerstochter Poitschi unmittelbar nebeneinander zuerst als Heidin und dann als Christin; man glaubt es kaum, daß es ein und dieselbe Person sei. Obiges Schriftchen ist ein Beleg für die Wahrheit solches Bildes, und damit für die Wahrheit des Christentums und für die — Wichtigkeit der Missionsarbeit, die keineswegs so vergeblich ist, wie Gleichgiltige und Schwachgläubige so oft meinen. Darum, wer sich getroffen fühlt, lese das Büchlein: Es wird ihn sicherlich nicht gereuen, die 50 Pf. daran gewagt zu haben!"

„Kirchliches Sonntagsblatt für evangelische Gemeinden. 1883. Nr. 35.

„Wohlthuend berührt eine Gabe aus der französischen Schweiz, nämlich der bei R. Preyß in Augsburg in autorisierter Uebersetzung erschienene missionsapologetische Vortrag des Pastors zu Lausanne J. Alfred Porret: „Ein Wunder im neunzehnten Jahrhundert." Gemeint ist die Bekehrung der Sandwich-Inseln und ihre vollständige sittliche und soziale Erneuerung durch die Wunder- und Lebenskraft des Evangeliums. Die Darstellung ist sehr interessant, lehrreich und durchaus christlich-evangelisch gehalten; zum Vorlesen im Familienkreise dürfte das Büchlein sich sehr gut eignen."

„Beilage zu Freimunds kirchl.-polit. Wochenblatt." 1883. Nr. 49.

„Eine gut geschriebene und apologetisch gehaltene Charakteristik der Umwandlung der Sandwichinseln, welche die christliche Mission hervorgebracht hat."

„Allgemeine konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland." 1883. September.

„Der Verfasser will die Wahrheit des Satzes beweisen: „Die Religion leitet die Welt. Das Evangelium von Christo, der da ist gestorben und auferstanden und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, macht allein die Völker frei und glücklich. Es ist neu, wie an seinem ersten Tage." Das Wunder des 19. Jahrhunderts ist ihm die Mission mit ihren überraschenden Erfolgen, welche sie sowohl unter gebildeten, als rohen Heiden-Völkern hat. Besonders die Südseeinseln sind hievon ein sprechender Beweis. Ein Stück Apologie des Christentums."

„Evangelisches Kirchen- und Schulblatt für Württemberg." 1883. Nr. 41.

„Eine treffliche Darstellung des in wunderbarer Weise gesegneten Missionswerks auf den Sandwich-Inseln. Allen

Missionsfreunden wird hier Belehrung und Erquickung, den Ungläubigen ein schlagender Beweis geboten, daß auch heute noch Wunder geschehen."

„Der Armen- und Kranken-Freund, eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche ꝛc." November- und Dezemberheft. 1883.

„Der Verfasser hat sich das Ziel gesetzt, die Teilnahme und Hochschätzung seiner Leser für das Werk der Heidenmission zu gewinnen, und auf Grund einer Darstellung der Christianisierung der Sandwichinseln sie davon zu überzeugen, daß das Evangelium noch immer seine Gotteskraft beweist. Er benutzt als Quelle besonders das bez. Werk des früheren französischen Residenten und späteren Ministers Kamehameha's V. v. Varigny, welcher 14 Jahre auf den Sandwichinseln lebte und, obwohl er den puritanischen Anschauungen der amerikanischen Missionare abgeneigt und als Franzose ihr politischer Gegner war, doch mit hoher Anerkennung die unschätzbaren Verdienste derselben um die Sache der „Zivilisation und Humanität" hervorhebt. Der Vortrag zeigt von der herzlichen Liebe des Verfassers für die Mission und gibt manche interessante Einblicke in das besprochene Missionsgebiet. Unter anderem wird erzählt, daß nach einer hawaiischen Mythe die Ursache von Cook's Ermordung ein Schrei gewesen sei, welchen er bei der kräftigen Umarmung eines Häuptlings ausgestoßen habe. Daran hätten die Wilden erkannt, daß er nicht ein Gott sei, wie sie zuerst glaubten, und nun beschlossen ihn zu töten . . . ."

„Theologisches Litteraturblatt." 1884. Nr. 4.

„Das Wunder in diesem „Jahrhundert des Zweifels und moralischer Gesunkenheit" ist, wie dieser Vortrag ausführt, die Mission und ihre Erfolge, namentlich auf den Sandwich-Inseln."

„Litterarischer Wegweiser fürs evangelische Pfarrhaus." II. Jahrgang. Nr. 2.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer in Laufen am Rheinfall.
Die Anfechtungen des Glaubens von Seite des modernen Zeitgeistes. M. —. 60.

„Ich weiß nicht, lieber Freund, wo Dich Deine Wege hinführen, in die Werkstatt oder in die Fabrik, in Heimgarten und Vorsitz, oder ins Wirthshaus, in eine mittlere oder höhere Schule, in Komptoir oder Bureau — aber eines weiß ich, daß fast überall, wo Du hinkommst, Anfechtungen des Glaubens von Seite des modernen Zeitgeistes auf Dich warten. Der Goliath des Zweifels und der Läugnung tritt Tag für Tag hervor, fordert die Anhänger des positiven Glaubens heraus und spricht dem Zeug Israels Hohn. Dir ist aber auch bekannt, daß Du da im Stande sein mußt, für Deinen teuern

Glauben und Deinen HErrn einzutreten; ein schlechter Christ, der feige ficht oder sogleich das Hasenpanier ergreift. Zum frischen und fröhlichen Kampf wird es Dir nun sehr dienlich sein, die schwachen Seiten des Feindes herauszubringen und Deine Tasche mit guten Schleudersteinen zu füllen. Nimm einen heraus und triff gut; Du wirst Dich wundern, wie wenig hinter der kecken Stirn Goliath's eigentlich war. Kurz, ich empfehle Dir in unserer apologetischen Zeit, d. h. da man heutzutage bereit sein muß, Rechenschaft von seinem Glauben und seiner Hoffnung geben zu können, auf's beste ein Büchlein, das Dir in der Abwehr und im Angriff gute Anweisung ertheilt, das bei Richard Preyß in Augsburg neu erschienene Schriftchen von nur 42 Seiten: Die Anfechtungen des Glaubens von Seite des modernen Zeitgeistes. Von Friedrich Oehninger, Pfarrer in Laufen am Rheinfall."

„Süddeutsche Landpost." 1884. Nr. 19.

„Der menschliche Geist, losgelöst von der göttlichen Offenbarung und von der christlichen Lehrautorität und auf sich allein gestellt, besitzt keine Sicherheit und keinen festen Halt mehr in der Erforschung der höchsten Wahrheiten und fördert daher, an den Klippen des Irrtums scheiternd, die verschiedensten und entgegengesetztesten Weltanschauungen, halbe und ganze Lügen zu Tage. Diese Fundamentallügen des modernen Zeitgeistes zu kennzeichnen und ihnen die Fundamentalwahrheiten entgegenzustellen, diesen Zweck verfolgt der Verfasser der obigen Schrift, indem er immer zunächst den Gegnern der christlichen Wahrheit das Wort läßt und dann eine schneidige Widerlegung anreiht. Es verdient diese höchst zeitgemäße, mit Sachkenntnis und großer Wärme geschriebene Schrift als zur Aufklärung in weitesten Kreisen geeignet bestens empfohlen zu werden."

„Beilage zur Augsburger Postzeitung" vom 15. Februar 1884.

„Ein kleines Zeughaus mit erlesenen Schutz- und Trutzwaffen."

„Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt." 1884. Nr. 8.

„Eine Apologetik in nuce, aber welch eine! Der Verfasser (Pfarrer Oehninger in Laufen) versteht es meisterlich, mit wenig Worten viel zu sagen. Kaum ein Haupteinwurf der Gegner christlicher Wahrheit bleibt von ihm unberücksichtigt; er stellt sie alle in's Licht und weist ihre Nichtigkeit nach. Und dies alles kurz, klar, schlagend. Freilich mangelt es uns nicht an gelehrten und populären apologetischen Arbeiten: da sind die Werke der Professoren Ebrard, Christlieb, Luthardt, Pfarrer Rupprechts: Was ist Wahrheit? und andere. Aber sie sind umfänglich und kostspielig. Hier ist ein Büchlein, das auf 42 Seiten in originaler Form die Quintessenz jener Erörterungen enthält und nur 60 Pfennig kostet. Wer es zur Hand nimmt,

wird es schwerlich weglegen, er habe es denn zu Ende gelesen. Möchte sich niemand diesen Hochgenuß versagen!"

„Quellwasser fürs deutsche Haus." VIII. Jahrgang. Nr. 21.

„Nicht von den „hohen geistlichen" Anfechtungen, in welchen der Feind unserer Seligkeit Sturm läuft gegen die Festung des individuellen Gnadenstandes der Heiligen, von welcher alle gläubigen Christen mehr oder weniger Erfahrung machen, von welcher Luther so viel zu reden weiß und welche Arnd in seinem „Wahren Christentum" Kap. 52 so verständnisvoll bespricht, handelt das eben erschienene Schriftchen, das bereits durch seine anderen, in demselben Verlag erschienenen Veröffentlichungen, namentlich durch seine Bücher: „Der moderne Spiritismus" (1 Mark) und: „Die Rede des Stephanus" (7 Mark) rühmlichst bekannten Verfassers, sondern von den aus der modernen Weltanschauung hervorgehenden Einwürfen gegen den von Schrift und Kirche bezeugten christlichen Glauben. Wie mannigfaltig gestaltet diese Einsprachen sind und wie hindernd sie auf den werdenden, wie zerstörend auf den noch schwachen Glauben, und andererseits wie ermutigend sie auf den Zweifel und Unglauben einwirken, das sei Gott geklagt. Es darf deshalb als ein zeitgemäßes Werk angesehen werden, wenn der Verfasser sowohl diese Einwürfe, nämlich des Skeptizismus gegen alle übernatürliche Offenbarung, gegen die Religion im Allgemeinen und das Christentum insbesondere, des Atheismus und Pantheismus gegen den Glauben an einen persönlichen Gott und eine sittliche Weltordnung, des Materalismus gegen die Gottebenbildlichkeit des Menschen, des Rationalismus gegen die gottmenschliche Person und das Gott und die Menschen versöhnende Werk des Heilands u. s. w. vor unserem geistigen Auge Revue passieren läßt, als auch diesen feindlichen Anläufen gegenüber in raschen Umrissen eine Apologie des Christentums liefert, die wohl geeignet ist, auf die Einen eine glaubenerweckende, auf die Anderen eine glaubenstärkende Wirkung zu üben. Wir fühlen uns gedrungen, das inhaltreiche Schriftchen, das sowohl des Verfassers gründliche Kenntnis der Taktik und Waffen des Gegners ins Licht stellt, als auch ihn selbst angethan zeigt mit der geistlichen Rüstung des Glaubensstreiters und vor Allem geschickt in Handhabung des Geistesschwertes, welches ist das Wort Gottes, angelegentlichst zu empfehlen."

„Deutscher Volksfreund." 1884. Nr. 17.

„Im Verlag von Richard Preyß in Augsburg erschien dieser Tage eine Broschüre von Fr. Oehninger, Pfarrer in Laufen am Rheinfall, die den Titel hat: Die Anfechtungen des Glaubens von Seite des modernen Zeitgeistes. In der That ein zeitgemäßes Schriftchen, das aller Empfehlung wert ist. Es werden in 10 Abschnitten jedesmal zuerst die Anfechtungen gegen den

christlichen Glauben dargelegt, und zwar häufig geistreich und zutreffend mit den prägnanten Worten, die die Verfasser der heiligen Schrift den Widersachern der positiven Religion in den Mund legen. Sodann werden mit vielem Geschick diese Anfechtungen pariert und die gemachten Einwendungen in ihrer Unstichhaltigkeit nachgewiesen. Der Nutzen des Schriftchens dürfte ein doppelter sein. Einmal dient es redlichen Zweiflern zur Befestigung ihres schwachgewordenen Glaubens; dann aber gibt es auch denen gute Waffen in die Hand, die in die Lage kommen, gehässige Angriffe der Feinde des Christentums zurückweisen zu müssen. Möge das Schriftchen in Vieler Hände kommen und aufmerksame Leser finden."

„Deutsche Reichspost." 1884. Nr. 49.

„Dies Büchlein ist nicht eine Vertheidigung des Glaubens gegenüber denen, welche dem Zeitgeist huldigen im Widerspruch gegen das Christentum, sondern es ist recht eigentlich ein „Stärken der Brüder", wie es das Eingangswort andeutet. Wem die Freudigkeit des Glaubens getrübt worden ist durch die Vernunftseinwendungen des herrschenden Unglaubens, dem sei dieses Büchlein warm empfohlen; es wird ihm zu einer richtigen Beurteilung dieser helfen, wie auch zur Befestigung im Glauben dienen können."

„Kirchlicher Anzeiger für die evangelisch-lutherischen Gemeinden des Konsistorialbezirks Frankfurt a/M." 1884. Nr. 9.

„Das gute Büchlein zeigt mit apologetischer Kraft, wie die Irrgänge, durch welche der Geist unseres modernen Zeitalters uns führen möchte, den Zeugen der Wahrheit von Anfang an nicht unbekannt gewesen, und daß das Gotteswort auch unserer Zeit ein Führer zum Licht sein kann."

„Der Kranken-Freund." 1884. Nr. 3.

„Herr Pfarrer Oehninger in Laufen, ehemals in Schwerzenbach, ist unter den Gliedern der zürcherischen Geistlichkeit eines der litterarisch fruchtbarsten. Er hat in einer Reihe von Traktaten für Gebildete und in einem schönen Buche über die Verteidigungsrede des Stephanus einen gesunden biblischen Realismus gegenüber dem rohen Materialismus und einer die biblischen Wahrheiten verflüchtigenden Halbgläubigkeit zur Geltung gebracht, wenn auch mit einiger Hinneigung zu den apostolischen Gemeinden. Er schreibt nicht ohne Geist und beredt.
Sein letztes Schriftchen, 42 S. (dem in einem fast ebensogroßen Anhang die anerkennenden Urteile über seine früheren Schriften beigedruckt sind) hat nicht ungeschickt die Anfechtungen des Glaubens von Seite des modernen Zeitgeistes beleuchtet, kurz, oft sehr kurz, aber nicht nichtssagend. Was wir gerne bei ihm haben, das ist eine oft gewandte Benutzung von weniger bekannten Schriftstellen, an Orten, wo man sie nicht sucht, wo sie aber zutreffend sind.

„Was ist Wahrheit?“ spricht der Skeptizismus (die Zweifelsucht der Gegenwart). — „Wer da will Gottes Willen thun, der wird dieser Lehre halber erkennen, daß sie aus Gott ist,“ — gibt JEsus zur Antwort.

„Müßig seid ihr; darum sprechet ihr: Wir wollen Jehovah ein Fest feiern in der Wüste.“ „Gehet an euere Arbeit,“ sagen die, die die Berechtigung des religiösen Lebens nicht anerkennen wollen. — Der Glaube aber weiß, „daß die richtige religiöse Stellung, die Stärkung des Glaubens und die Freude des Gewissens uns auch eine konzentrierte Klarheit über dasjenige gibt, was wir zu thun haben in Beziehung auf die Welt.“

„Glaubt auch ein Vornehmer an Christus?“ nur das Volk, das nichts von der Wissenschaft versteht, mit dessen Dummheit selbst die Götter vergeblich kämpfen, glaubt an Ihn!“ — aber „nicht was die Menschen gewesen, als sie in die Glaubensschule kamen, entscheidet, sondern was sie darin werden.“

„Wer ist Jehovah, dessen Stimme ich hören muß?“ Gott ist ein Phantom. — „Siehe, es kommt ein Tag, wo ihr sehen sollt, was für ein Unterschied ist zwischen dem, der Gott dient und zwischen dem, der Ihm nicht dient!“ (Mal. 3, 17. 18.)

„Die Menschenkinder sind wie das Vieh, denn es geht dem Menschen wie dem Vieh. Wie dies stirbt, so stirbt es auch. Sie haben alle einerlei Odem und der Mensch hat nicht mehr denn das Vieh. Denn es ist Alles eitel. Es fährt Alles an einen Ort. Es ist Alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub.“ — Aber unter den Menschen wandelt der — „Menschensohn“, an welchem das Wesen und die Aussichten unseres Geschlechtes wahrzunehmen sind.

„Wir wissen nicht, was diesem Menschen (Christus) widerfahren ist; darum laßt uns uns einrichten nach unserm Gutfinden!“ — „Es ist das Gesetz des Falles, der Eigenmächtigkeit und der Feindschaft gegen den Einen, wahren und lebendigen Gott, daß die Menschheit in ihrem natürlichen Zustand zwar ein Göttliches im Allgemeinen, als ideale Ergänzung und Zuflucht aus dem Weltelend gelten läßt, ja nicht entbehren will, — den Göttlichen aber in concreto, in Person, wie Er als der Heilige unsere Verkehrtheit ins Licht stellt und unsern Gehorsam in Anspruch nimmt, mit dem Unwillen des gekränkten Stolzes von sich stößt.“

„Meine Sünde ist größer, als daß sie vergeben oder getilgt werden könnte“ — d. h. „was geschehen ist, ist geschehen und nichts kann daran etwas ändern.“ Eine Waschung, Vergebung oder Gutmachung gibt es nicht. — Aber gegen die Leugnung der Schuld spricht das Gewissen und gegen die Leugnung der Möglichkeit einer Regeneration und Lebensverbesserung die Erfahrung.“

„Die Moral des Christen ist Unnatur.“ „Das Geschäft kommt in Gefahr!“ (Ap. 19, 27). Aber: „Was hilfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele. Alles äußere Glück muß an der innern Einheit und Integrität seine Basis haben, und dieses ruht hinwiederum auf der Einheit mit dem Lebensgesetze des Höchsten, des Gesetzgebers und Schöpfers. Ist diese dahin, so kann nichts Aeußeres den innern Abgrund ausfüllen.“

Mehr noch als das Christentum, ist die Kirche der Gegenstand der Bekämpfung. „Sie sind verirrt im Lande,“ die „Wüste hat sie beschlossen, tönt der Aegypter Siegesjubel.“ — Die Christen aber sprechen: „Uns kann kein Mensch verfluchen, denn Gott hat uns gesegnet; — und kein Mensch kann uns helfen und bauen, solange Gott uns verflucht hat.“

Das sind einige Grundgedanken in Frage und Antwort, die bei Oehninger ihre weitere Ausführung finden. Nur in einem Punkte weichen wir von ihm ab. Herr Pfarrer Oehninger sagt: Der Christ glaube an den Fall des menschlichen Geschlechtes und dieses fasse sich im staatlichen Organismus zusammen. Er glaube an die Wiederherstellung und diese sei individuell. Wie denn da der Staat Träger des Christentums sein könne? Wir glauben, Fall und Wiederherstellung gehen beide von Einzelnen aus, haben aber die Tendenz, Mehrere zu umfassen. Wo die Obrigkeit eines Landes im Dienste der Ungerechtigkeit steht, da gehört sie zum „verkehrten Geschlechte“, wo sie sich hingegen der Gerechtigkeit zuwendet, da gehört sie zu denen, „die sich haben retten lassen von den unartigen Leuten,“ also auch zu der Gemeinde des HErrn. — Daß die Heilkräfte in Wort und Sakrament liegen und diese der Kirche und nicht dem Staat anvertraut sind, bestreiten wir nicht. Aber diese üben einen Einfluß auch auf die politische Haltung aus, wie auf unser übriges sittliches Thun.“

„Evangelisches Wochenblatt.“ Zürich, den 13. März 1884.

„Jeder gläubige Christ hat einen Kampf mit dem Unglauben seiner Zeit zu bestehen. Dieser tritt jedoch nicht nur von außen an ihn heran, sondern tritt in seinem eignen Innern gegen ihn auf. Es sitzt der Feind im eignen Busen und bereitet dem Glauben viele Anfechtungen. In dem Kampfe nun, den unser gläubiger Mensch gegen den ungläubigen in uns zu führen hat, will der Verfasser obigen Schriftchens dem ersteren beispringen und er thut es in der geschicktesten Weise. Nicht zum wenigsten sucht nämlich der ungläubige Mensch in uns dadurch uns einzuschüchtern, daß er die der ungläubigen Wissenschaft nachgebeteten Gründe gegen den Glauben als neu, noch unwiderlegt und unwiderlegbar darstellt. Dagegen tritt nun der Verfasser in seinem Schriftchen auf und zeigt, wie alt und rostig die Waffen sind, im Vertrauen auf welche der Goliath Unglaube

den Zeug Israels lästert. Es gibt aber auch demjenigen, der im Namen des HErrn dem frechen Riesen entgegentreten will, etliche Kieselsteine mit auf den Weg, die er dem Riesen an den Kopf schleudern kann und zeigt ihm, wie er dem Goliath mit Goliaths Schwert den Kopf abschlagen kann. Das ganze Schriftchen zerfällt in 10 leicht an einander sich reihende Abschnitte, von denen jeder einen negativen und einen positiven Teil hat. Möchte man auch manchmal, namentlich dem positiven Teil, eine etwas weitere Ausführung wünschen, so ist doch andrerseits gerade die Kürze des Büchleins ein großer Vorzug desselben und macht es zur weitesten Verbreitung geeignet."

„Christlicher Volksbote aus Basel." 1884. März

Thiersch, Heinrich W. J., **Melanchthon.** Ein Vortrag. M. —. 60.

„In dem Rahmen eines Vortrages wird uns hier in anziehender und übersichtlicher Weise das Bild Melanchthons vorgeführt. Diese Schrift dürfte nicht minder sich eines vielfachen Beifalles erfreuen wie die von demselben Verfasser früher erschienenen „biographischen Skizzen" desselben Verfassers und sei hiemit bestens empfohlen."

„Evangelisches Kirchen- und Schulblatt." Wien, 1877. Nr. 24.

„Verfasser bezeichnet im Vorwort Melanchthon als den, der unter allen Reformatoren das Wesen der christlichen Kirche am richtigsten erkannt, das christliche Altertum am tiefsten erforscht und die Gebrechen des Reformationswerks am klarsten eingesehen habe. Nicht bloß wegen seiner Verdienste um die Schulen und um die klassischen Studien habe er den Namen praeceptor Germaniae verdient, auch auf kirchlichem Gebiete und in einem höheren Sinne hätte man ihn als Lehrer Deutschlands anerkennen und von ihm lernen sollen. In dieser Ueberzeugung hat Verfasser den Wunsch gehabt, zur richtigen Würdigung Melanchthons und seiner Lehre etwas beizutragen, und er hat diesen Wunsch, soweit es innerhalb des einer Gedächtnisrede gestatteten Raumes möglich war, durch den vorliegenden, im evangelischen Vereinshause zu Basel gehaltenen Vortrag erfüllt."

„Kirchen- und Schulblatt für das Großherzogtum Sachsen." 1877. Nr. 21.

„Von einem Schriftsteller wie Thiersch ist natürlich nur Meisterhaftes und Mustergültiges nach Form und Inhalt zu erwarten. Dem entspricht denn auch der vorliegende Vortrag, der besonders die vier Punkte: Melanchthons Bildungsgang, die Augsburgische Konfession, Melanchthons Charakter und die Bekümmernisse seiner letzten Lebenstage behandelt, dann aber auch mit Vorliebe seinen Einfluß auf die Gestaltung der anglikanischen Kirche behandelt."

„Evangelisches Volksblatt für Posen." 1877. Nr. 27.

„Das vorliegende Werk erinnert, wenn auch in Vortragsform gehalten, in der ganzen Behandlungsweise lebhaft an die von demselben Verfasser (Professor in Basel) im Jahre 1869 herausgegebenen „Biographischen Skizzen", welche vielfachen Beifall fanden und in der kritisch maßgebenden „Augsburger Allgemeinen Zeitung" eine außerordentlich günstige und eingehende Besprechung fanden. Diese neue Schrift ist, um sie auch äußerlich den „Biographischen Skizzen" ähnlich zu halten, in demselben Format, Druck und Papier ausgestattet worden, wie die erste, und dürfte von mancher Seite schon als Ergänzung zu den „Biographischen Skizzen" willkommen geheißen werden, um so mehr, da die im Jahre 1869 erschienene Schrift eine Skizze über Luther brachte. — Sie wird von sich aus der alten neue Freunde erwerben und spricht durch ihre lichtvolle interessante Darlegung für die geistige Frische des durch seine vielen gelehrten Schriften in der Theologenwelt wohlbekannten Verfassers."

„Riga'er Zeitung für Stadt und Land." 1877. Nr. 254.

„Eine gehaltvolle Würdigung des großen praeceptor Germaniae, äußerlich sich anschließend an die „biographischen Skizzen" desselben Verfassers."

„Evangelische Volks-Kirchenzeitung." 1879. Nr. 51.

„Von Allem, was wir bis jetzt über den großen Lehrer Deutschlands gelesen haben, hat uns diese kleine Schrift am Besten gefallen. Der Verfasser ist unparteiisch und vorurteilsfrei und so tritt er auch der Persönlichkeit Melanchthons, die zu vielfach verkannt wurde und wird, entgegen. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, dem deutschen Volke ein überaus getroffenes, lebendiges Bild von einem seiner größten und liebenswürdigsten Männer zu entwerfen."

„Pfälzische Post." 1880. Nr. 15.

Thiersch, Heinrich W. J., **John Wesley.** Ein Vortrag. M. —. 60.

„Was aus der Feder von H. W. J. Thiersch kommt, ist leicht zu empfehlen, denn es empfiehlt sich selbst durch den Namen seines Verfassers, von welchem die christliche Leserwelt weiß, daß er aus dem Schatze des großartigen Wissens nur Gediegenes, auf gründlicher Forschung Ruhendes, in schöner Darstellungsform ihr bietet, „John Wesleys Leben" ist herrlich zu lesen für Jedermann. Dabei ist es bei dem immer weiteren Vordringen des Methodismus bei uns in Deutschland sehr wichtig, die Stärke und die Schwächen desselben kennen zu lernen, und letztere werden, trotz der glänzenden Anerkennung, die der Person Wesleys — und gewiß mit Recht — zu Teil wird,

doch offen, kurz und bündig dargelegt, so daß der einfachste Christ daran eine Handhabe gegen den Methodismus haben kann."

„Süddeutsche Landpost." 1879. Nr. 81.

„In den Zeiten des alten Bundes, wenn Israel durch seine Schuld in die Knechtschaft heidnischer Nachbarn geraten war, erweckte der HErr auf den Hilferuf Seines Volkes ihnen einen Richter, der sie befreite, ihnen Recht schaffte und sie auf die Wege Gottes zurückführte .... Aehnlich waltet Gottes Treue auch über Seiner Christenheit. Auch ihre Geschichte ist eine Reihe von Versündigungen und Züchtigungen. Jedes Jahrhundert hat seine besonderen geistlichen Gefahren und Verirrungen. Der HErr aber bereitet sich von Geschlecht zu Geschlecht Werkzeuge für die Arbeit, welcher die Zeit bedarf ..... Ein solcher Knecht Gottes ... ist John Wesley gewesen." Das ist der Gesichtspunkt, von welchem aus der Herr Verfasser den Mann ansieht. So sehr er nun aber auch zu einer sympathischen und freundlichen Beurteilung desselben angethan ist, so wenig verschweigt er doch die Fehler, welche von Wesley begangen wurden. Wir können der Beurteilung nur zustimmen und die Darstellung nur loben. Das Schriftchen ist aus einem in Basel gehaltenen Vortrag hervorgegangen. — Die Frage, wie sich unsere Landeskirchen bei dem Eindringen des Methodismus verhalten sollten, wird durch das Schriftchen weder angeregt, noch beantwortet. Aber es gibt doch eine Grundlage für die Behandlung der Frage, und außerdem muß es für jeden evangelischen Christen von Interesse sein, die Anfänge dieser Gemeinschaft und die Person ihres Gründers näher kennen zu lernen. Die Bekanntschaft an der Hand eines so bedeutenden Theologen wie Heinrich Thiersch zu machen, kann nur erwünscht sein. Wir empfehlen das Schriftchen bestens."

„Deutsche Reichspost." 1879. Nr. 174.

„Die ganze Bedeutung des merkwürdigen Mannes, der in die erstarrte englische Hochkirche neues, frisches Leben zu bringen suchte und einen außerordentlichen Einfluß auf Zeitgenossen und Nachwelt ausgeübt hat, wird dem Leser hier von einer Persönlichkeit gezeigt, die selbst mit vollstem Ernste auf Herstellung des reinen Christentums dringt und daher Sympathie und Verständnis für ähnliche Bestrebungen gleichgesinnter Männer in vollstem Maße besitzt."

„Pfälzische Post." 1880. Nr. 15.

Thiersch, Heinrich W. J., **Lavater.** Ein Vortrag. M. —. 60.

„Was aus Thiersch's Feder kommt, ist nach Form und Inhalt gleich vorzüglich. Dies bestätigt sich uns aufs neue durch vorliegenden Vortrag. Mit markigen Strichen weiß er uns

Lavaters Persönlichkeit zu zeichnen, wie sie leibt und lebt, mit allen ihren Vorzügen und Schwächen. Es sind wenig Worte, aber es ist ein reicher Inhalt. Und aufs neue haben wir Lavater durch diesen Vortrag herzlich lieb gewonnen: dieses von Liebe glühende Herz, viel enttäuscht im Leben, weil es zu vertrauend war, aber nie entmutigt, weil es wahrhaft gläubig an JEsum, den Sohn des lebendigen Gottes, war; tolerant und dabei unbeweglich im Bekenntnis; kontemplativ gerichtet und dabei rastlos thätig für sein Volk, durch Sanftmut und Geduld bis zu seinem Tode die Gotteskraft des Evangeliums bezeugend. „Wegen seiner Innigkeit und Zartheit hat man Lavater mit Fenelon verglichen. Sein Landsmann Joh. v. Müller nannte ihn den Kirchenvater seines Jahrhunderts." Als eines der schönsten Vorbilder christlicher Barmherzigkeit hat ihn uns P. Flury in seinem interessanten Aufsatz: „Joh. Kasp. Lavaters Wohlthätigkeit" (Monatsschr. für i. M. II. Bd. S. 337 ff.) trefflich geschildert."

„Monatsschrift für innere Mission." Band III. Heft 21.

„Die biographische Skizze über Lavater kann Jedem empfohlen werden, dem eine geistvolle Charakteristik hervorragender Christen und leuchtender Vorbilder christlicher Frömmigkeit willkommen sind. Wo Heinrich Thiersch die Feder ergreift, da regt sich eine bewährte Meisterhand, der man immer etwas Neues verdankt. Lavater gehört unstreitig unter den in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorragenden Persönlichkeiten zu den merkwürdigsten und auf dem Gebiete des christlich-religiösen Lebens auch zu den bedeutendsten. Dreißig Jahre lang war er der populärste Mann in Deutschland und der Schweiz und eine der gesuchtesten und berühmtesten Persönlichkeiten der ganzen gebildeten Welt. Von vielen Tausenden wurde Lavater als Berater, als Beichtvater, als persönlicher Helfer angerufen und gesucht, so daß es schwerlich als eine allzugroße Uebertreibung bezeichnet werden kann, wenn man ihn den „Gewissensrat von halb Europa" genannt hat. Wegen seiner Innigkeit und Zartheit ward er mit Fenelon verglichen. Von seinem Landsmann Johannes v. Müller wurde er der Kirchenvater seines Jahrhunderts genannt."

„Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger von Berlin." 1881. Nr. 35.

„Wir lernen hier den großen Zeitgenossen Göthes in seinem Charakter und Wirken, den freien Schweizer und gläubigen Christen kennen. Der Vortrag fesselt den Leser von Anfang bis zu Ende."

„Posener Sonntagsblatt." 1883. Nr. 28.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

Verlag von Richard Preyß in Augsburg.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Boeckh, Fr., Religionslehrer am Gymnasium. Rede für den Fest-Gottesdienst des Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg am Tage der 400jährigen Jubelfeier der Geburt Luthers. M. —. 20.

Bomhard, A., Dr. Theol., Kirchenrat, Dekan und I. Pfarrer bei St. Jakob. Beichtreden und einige Kasualreden. M. 2. 40.

Bomhard, Dr. Christian von, Schulrat. Aehren vom Felde der Betrachtung. Aus dessen litterarischem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Stadelmann.
Mit dem Bildnis des Verfassers M. 1. 50.
Ohne Bildnis des Verfassers M. 1. —.

Neueste Eisenbahn-Reisekarte von Süddeutschland. Bayern, Württemberg, Baden, Reichslande. Schweiz, Tyrol 2c. M. —. 50.

Engelhardt, Wilhelm Theodor, Dekan und Stadtpfarrer in Weiden. Die Weihe des Lebens. Evangelisches Gebetbuch. M. 2. —.

Geistesstrahlen, gesammelt und ihren Söhnen gewidmet von der Sammlerin der „Perlen der Wahrheit." M. 1. 60.

Geyer, Heinrich. Der christliche Katechet oder Anleitung zum Religionsunterricht in Kirche, Schule und Haus. M. 1. 50.

Das christliche Hauswesen gegenüber seinen Verunstaltungen durch den Zeitgeist, mit besonderer Berücksich[illegible]er praktischen Bedürfnisse. Dritte Auflage M. —. 50.

K[illegible]eule, J. F., Oberlehrer in Augsburg. Das Wichtigste aus der Lehre von den einzelnen Wortarten. Uebersichtlich zusammengestellt. In Karton. Achte Auflage. M. —. 25.

Küchle, Georg. Dichterwort und Sprichwort nach ihrem ethischen Gehalt erläutert. M. —. 50.

Ein neues Lesebuch in seinem Wert und seiner Bedeutung für die evangelischen Volksschulen in Bayern untersucht. M. —. 10.

Menken, Dr. Gottfried, weiland Pastor primarius an St. Martini in Bremen. Ueber Glück und Sieg der Gottlosen. Eine Flugschrift aus dem Jahre 1795. Neu herausgegeben von K. Goebel, Pastor der deutsch-reformierten Gemeinde in Erlangen. M. —. 25.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer in Laufen am Rheinfall. Das Königreich JEsu auf Erden. Ein Wort über den wahren und falschen Chiliasmus. M. —. 40.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer in Laufen am Rheinfall. Der Beruf der Christen zum Zeugnis der Wahrheit in dieser Welt. Zwei Reden über Mission und Politik. M. — 50.

— — Der moderne Spiritismus in historischer, wissenschaftlicher und religiöser Beziehung dargestellt und beurteilt. M. 1. —.

Richter, Heinrich. Leitfaden zur Naturgeschichte der Tiere. Zweite verbesserte Auflage. M. —. 30.

Smith, James, Esq., of Jordanhill, F. R. S. 2c. Ueber den Schiffbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Altertum. Eine antiquarische Abhandlung. Aus dem Englischen übertragen von Dr. H. Thiersch. M. 1. —.

Thiersch, Heinrich W. J., Erinnerungen an Emil August von Schaden. Mit von Schadens Bildnis. M. 4. —.

— — Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungs-Krieges 1821 an bis auf die Krisis vom Jahre 1862 in kurzer Uebersicht dargestellt. M. 1. —.

— — Politik und Philosophie in ihrem Verhältnis zur Religion unter Trajanus, Hadrianus und den beiden Antoninen. Ein geschichtlicher Vortrag. M. —. 50.

— — Ueber Johannes von Müller den Geschichtschreiber und seinen handschriftlichen Nachlaß. M. —. 80.

— — Ursprung und Entwicklung der Kolonieen in Nordamerika 1496—1776. M. 1. 50.

— — Einige Worte über die Aechtheit der neutestamentlichen Schriften und ihre Erweisbarkeit aus der ältesten Kirchengeschichte gegenüber den Hypothesen der Kritiker. M. 1. —.

Thiersch, Heinrich W. J. und **August Thiersch.** Die Physiognomie des Mondes. Versuch einer Deutung derselben im Anschluß an die Arbeiten von Mädler, Nasmyth und Carpenter. M. 2. —.

Trenkle, G. H., Dekan und Stadtpfarrer bei hl. Kreuz. Rede, gehalten bei der Einweihung des Bethauses in der Wertachvorstadt von Augsburg. (16. Juni 1878.) M. —. 10.

Volz, Wilhelm Ludwig, † evangelischer Pfarrer zu Haslach bei Freiburg (Baden.) Das heilige Vater-Unser. Sieben der letzten Predigten. M. —. 80.

Druck von [illegible] in Augsburg.